



HOG Nußbach

75 JAHRE SEIT DER DEPORTATION NACH RUSSLAND

1945

*** Zeitzeugenberichte ***

2020



Russlanddeportierte aus Nußbach beim 10. HOG-Treffen 2005 (Foto: G. Deutsch)

<u>Inhaltsverzeichnis</u>	<u>Seite</u>
Vorwort: Gedenken an 75 Jahre seit der Deportation	3
Vorwort zur 1.Auflage: Ein Stück Gerechtigkeit	6
Altraut Zelgy: ... endlich wieder zu Hause	11
Dora Klein: Abschiedslied von meiner Mutter	14
Mathias Bolesch: Erinnerungen an damals ... (1)	15
Altraut Zelgy: Christtag im Donezbecken	17
Katharina Cloos-Szöllösy: Der Schrei voller Sehnsucht	20
Mathias Bolesch: Erinnerungen an damals ... (2)	25
Emma Teutsch: Erinnerungen an eine bittere Zeit ...	33
Martha Boltres: Zeilen gegen das Vergessen	36
Maria Roth: Meine Deportationszeit	45
Namensliste der Deportierten aus Nußbach	52
Namensliste der verstorbenen Deportierten	56
Korrespondenz und Bilder aus dem Arbeitslager	57
Russlandlied	74
Quellenverzeichnis	75

Umschlagbild - Ehemalige Deportierte aus Nußbach beim 10. HOG-Treffen 2005 in Baldingen, bei Nördlingen. Von links nach rechts: Rosa Klein (Nr. 155/140), Altraut Olesch, verh. Zelgy (Nr. 82/74), Maria Schoger, verh. Bolesch (Frauendorf), Dora Tartler, verh. Klein (Nr. 156/141), Mathias Bolesch (Nr. 255/196), Emma Thiess, verh. Teutsch (Nr. 260/201)

*„Wir brauchen und wir haben die Kraft, der Wahrheit so gut wir es können,
ins Auge zu sehen, ohne Beschönigung und ohne Einseitigkeit.“*
(Bundespräsident Richard von Weizsäcker am 8. Mai 1985)

Vorwort: Gedenken an 75 Jahre seit der Deportation

Die Verschleppung zur Zwangsarbeit nach Russland, die Leidensgeschichte unserer Eltern, Großeltern und Verwandten bleibt uns Nachkommen immer lebendig vor Augen. Das ihnen widerfahrene Unrecht haben sie weder bewirkt noch verursacht – es war eine Folge des Zweiten Weltkrieges. Die Ereignisse vor 75 Jahren in Siebenbürgen hat der Historiker Dr. Michael Kroner in mehreren Publikationen untersucht und verdeutlicht, dass die Russlanddeportation der Deutschen aus Rumänien ein völkerrechtliches Kriegsverbrechen war. Neue Erkenntnisse zur Deportation lieferte kürzlich der rumänische Ministerialrat Dr. Ilie Schipor, der Einsicht in russische Archive hatte, in seinem Buch „Deportarea în fosta URSS a etnicilor germani din România“ (Die Deportation in die einstige UdSSR der ethnischen Deutschen aus Rumänien - siehe Quelle [9]).

Mit der Aufarbeitung der traurigen Vergangenheit hat sich Dr. Irmgard Sedler, Vorsitzende des Siebenbürgischen Museums e.V. in Gundelsheim intensiv befasst. Ihre Ausstellung „Skoro damoi! Hoffnung und Verzweiflung. Siebenbürger Sachsen in sowjetischen Arbeitslagern 1945-1949“ wurde im September und Oktober 2020 in Dinkelsbühl gezeigt und ist vom 7. November 2020 bis 11. April 2021 im Siebenbürgischen Museum auf Schloss Horneck zu sehen. Als Leihgeber von Bildern und Briefen von einstigen Deportierten hat sich auch die HOG Nußbach eingebracht.

Wie Irmgard Sedler schreibt, war die Aushebung und Zwangsverschleppung der Siebenbürger Sachsen in die Sowjetunion vom 13. Januar 1945 bis Dezember 1949 ein Teil von umfangreichen russischen Kriegsreparationsmaßnahmen, die die gesamte Bevölkerung deutscher Volkszugehörigkeit aus fünf osteuropäischen Staaten, die nach dem Zweiten Weltkrieg unter russische Militärkontrolle geraten waren, im Blick hatte. „Aufgrund des Beschlusses des Staatskomitees für Verteidigung der UdSSR vom 15. Dezember 1944 und des Geheimbefehls 7161, wurde die Mobilisierung und Internierung aller arbeitsfähigen Deutschen – Männer im Alter von 17 bis 45 Jahren, Frauen von 18 bis 30 Jahren –, die sich auf den von der Roten Armee befreiten Territorien Rumäniens, Jugoslawiens, Ungarns, Bulgariens und der Tschechoslowakei befinden, sowie deren Verbringung zur Arbeit in die UdSSR“ angeordnet und vollzogen. Ca. 70 000 rumänische Staatsbürger deutscher Volkszugehörigkeit wurden ab dem 13. Januar 1945 in die Arbeitslager der Bergwerkregionen im Donezbecken, des Ural und Westsibiriens verschleppt, darunter knapp 30 000 Siebenbürger Sachsen, wovon etwa 12% dem Hunger- und Erschöpfungstod zum Opfer fielen“, so Irmgard Sedler.

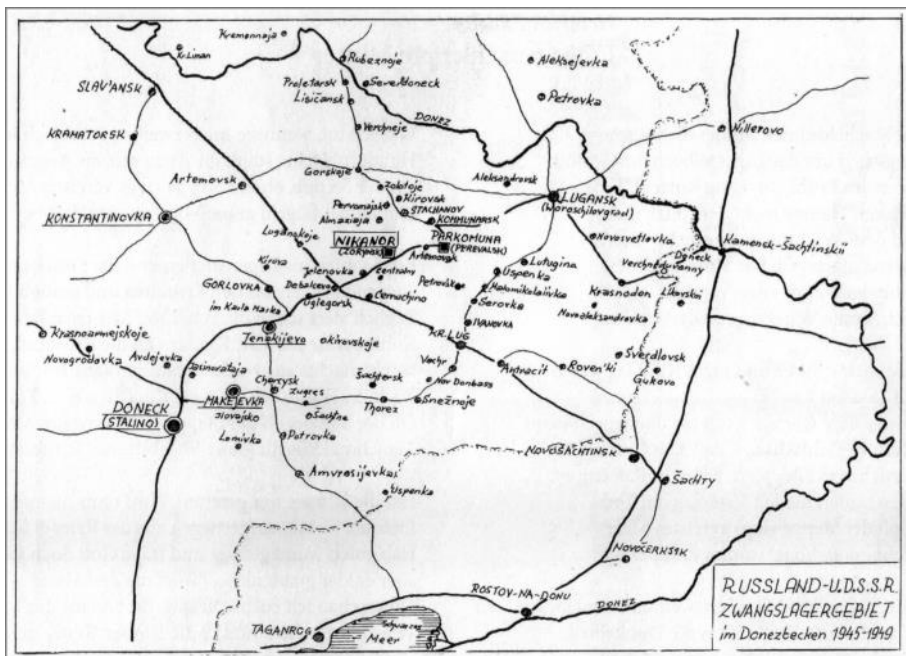
Ausgehoben im eisigen Winter am 13. Januar 1945, gepfercht in Güterwaggons, die in die Bergbauregion Donbass in der Ukraine rollten, waren auch 148 arbeitsfähige Sachsen aus der Gemeinde Nußbach, in der damals rund 800 Deutsche lebten. 16 davon kamen nie wieder und blieben in fremder Erde zurück. Ihrer gedachten wir in einer Gedenkfeier am 2. August 2019 und brachten zur Erinnerung eine Gedenktafel in der Sakristei der evangelischen Kirche von Nußbach an.



Gedenktafel in der Sakristei der evangelischen Kirche von Nußbach
(Foto: Radu Pescaru)

Ein Stück Gerechtigkeit widerfuhr jenen die in kommunistischer Zeit in Rumänien gelitten haben, durch das Dekret-Gesetz 118/1990 zur Entschädigung der politischen Opfer des Kommunismus. Zu den Entschädigten gehören auch Siebenbürger Sachsen, die zur Zwangsarbeit nach Russland deportiert oder Anfang der fünfziger Jahre in andere Ortschaften zwangsevakuert („domiciliu obligatoriu“) wurden. Die Entschädigungszahlungen wurden durch das Gesetz 211/2013 auf Betroffene im Ausland unabhängig von der Staatsangehörigkeit angewendet und durch das Gesetz 130/2020 auch auf Kinder und noch lebende Ehepartner von Betroffenen ausgeweitet. Wir sind der aktuellen Regierung Rumäniens für diese gerechte Entscheidung dankbar, ebenso Dr. Bernd Fabritius, Aussiedlerbeauftragter der Bundesregierung und Ehrenvorsitzender des Verbands der Siebenbürger Sachsen in Deutschland, der sich seit Jahren für diese Wiedergutmachung stark gemacht hat.

Die Russlanddeportation ist eines der dunkelsten und schwersten Kapitel im Leben unserer Eltern, Großeltern und Verwandten. Das traumatische Ereignis wurde jedoch in den Jahren des Kommunismus in Rumänien nicht aufgearbeitet. Jene, die das Glück hatten, aus Russland in die Heimat zurückzukehren, waren eingeschüchtert und schwiegen lange Zeit. Sie schrieben erst spät, im Herbst ihres Lebens, als Zeitzeugen ihre Erinnerungen nieder. Ihre schriftlichen Zeugnisse bedeuten eine seelische Erleichterung für sie und sind zugleich eine Mahnung an die Nachwelt, sich gegen Unrecht zu erheben und für Freiheit einzusetzen.



Zeichnung von Heinrich Lukesch, Heldsdorf (Quelle: „Wir Heldsdörfer“ 1995, S. 72)

Heuer, im 75. Jahr seit der Deportation, gedenkt die HOG Nußbach ihrer Verschleppten mit der zweiten Auflage der Broschüre „Zeitzeugenberichte“, diesmal ergänzt mit Berichten und auch Bildern von Ehepartnern aus anderen Gemeinden, die sich zu unserer Gemeinschaft bekennen.

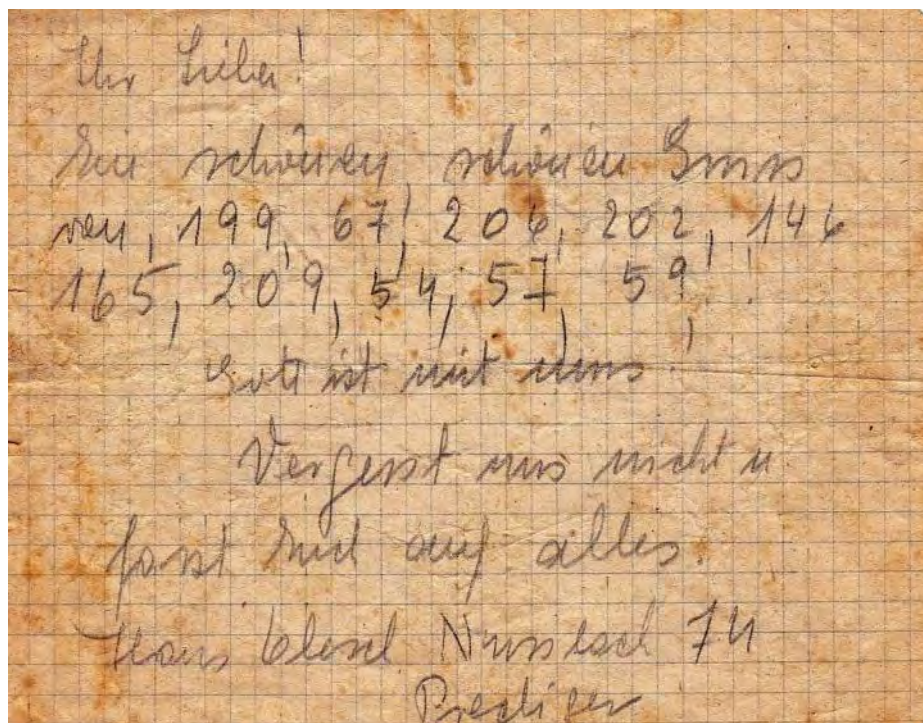
Frau Gerhild Herberth hatte zum Tode ihres Ehegatten Pfarrer Günter Herberth im Jahr 2019 statt Blumen auf das Grab um Spenden gebeten, die sie der HOG Nußbach zukommen ließ. Diese Spenden ermöglichen uns den finanziellen Rahmen, um diese Broschüre herauszugeben. Pfarrer Günter Herberth kam 1958 als evangelischer Pfarrer nach Nußbach und diente 30 Jahre als Seelsorger der deutschen Minderheit unserer Kirchengemeinde. 1974 wurde er Dechant von Kronstadt und leitete zwölf Jahre lang die Geschehnisse des größten Kirchenbezirks im kommunistischen Rumänien in einer äußerst schwierigen Zeit. Ehrevoll gedenken wir Nußbacher seiner und danken der Familie für diese großzügige Spende.

Harald Johannes Zelgy, Großhabersdorf

Vorwort zur 1. Auflage 2015: Ein Stück Gerechtigkeit

Auf Stalins Anordnung hin wurden am 13. Januar 1945 alle leistungsfähigen Deutsche, sprich Siebenbürger Sachsen, Männer von 17 bis 45 und Frauen von 18 bis 30 Jahren ausgehoben und mit offenen Lastautos nach Kronstadt auf den Güterbahnhof gefahren. Dort erwartete uns ein langer Güterzug mit Viehwaggons. Wohin die Reise gehen sollte, hatte man uns nicht mitgeteilt. Ältere Menschen aus Kronstadt hatten es gewagt, trotz strenger Bewachung durch die mit Gewehren bewaffneten Russen, die jeden Augenblick Schreckschüsse abfeuerten, sich dem Zug zu nähern, um unseren Abtransport mitzerleben.

Aus dem Waggon gelang es mir den unten abgebildeten Zettel heraus zu schmuggeln mit Grüßen von allen, die mit mir zusammen waren (Hausnummern statt Namen). Frau Martha Heltmann-Capesius, die Schuldirektorin meiner Kronstädter Schule, überbrachte ihn meinem Vater.



Unsere Türe war noch nicht verschlossen, plötzlich flog ein Stein herein, an dem ein Zettel befestigt war, worauf die Bibelworte standen: „Alle eure Sorgen werft auf Ihn“, unterschrieben von Frau Martha Heltmann-Capesius. Er brachte uns Trost in unsere versteinerten Herzen.

In der Nacht setzte sich der Zug in Bewegung, ins Ungewisse, in die Verbannung oder in den Tod, niemand wusste es.

*Muntele
gădrea
trimpiorului*

D _____
Str. _____
Comuna _____

Pe această parte se scrie
numai adresa

BENZURAT PLOEST 9

ROMANIA
POSTA
10
ROMANIA

CARTE POSTALĂ

D - lui -
Hans Glesch
Märens 74
Jind. Bessert

Erste Postkarte an die Eltern in Nußbach (aus Ploiești verschickt)

Erst als wir in Iasi unter Schreckschüssen in die Waggon der Breitspurbahnlinie umgeladen wurden, wussten wir, dass es nach Russland ging. Die Reise dauerte 2 Wochen. Unter Aufsicht von Soldaten wurden wir einmal am Tag auf offenem Feld herausgelassen, damit wir alle zusammen, Männer und Frauen, unsere Notdurft verrichteten.

Die Verpflegung pro Tag war ein Stück Brot und Pferdewurst („colbas“). Im Donezbecken, wo einst die Front war, angekommen, bezogen wir unser neues Quartier in halb zerstörten Baracken, ohne Fensterscheiben. Auf der nackten Holzpritsche lagen wir, 20 Frauen, in einer Reihe. Als wir in der Früh aufwachten waren wir schneebedeckt. Dieses war unser erster Eindruck.

Im ersten Monat durften wir das Lager nicht verlassen, um keine Krankheiten zu verbreiten. Wir wurden nur hier zur Arbeit eingeteilt, bis die Quarantänezeit verstrich. Danach begann die Zeit in der wir außerhalb des Lagers eingesetzt wurden.

Mir wurde zeitweilig eine Arbeit im Kindergarten zugeteilt und zusammen mit Hilda Daniel (aus Tartlau) mussten wir den Kindern die Kleidung anpassen oder flicken.

Mein erster fester Arbeitsplatz war das primitive Kohlenbergwerk in Parkomuna, Schachta 5 bis. Zuerst war es eine Tätigkeit über Tage. Wir hingen die Förderwagen vom Drahtseil ab und schrieben sie auf, damit die Norm der jeweiligen Schicht berechnet werden konnte. Der Verdienst war anfangs sehr gering, oft nicht oder kaum kostendeckend für die Verpflegung. Dies war der Grund warum viele, so auch ich, unter Tage gingen zum Kohle schaufeln um dadurch besser zu verdienen.

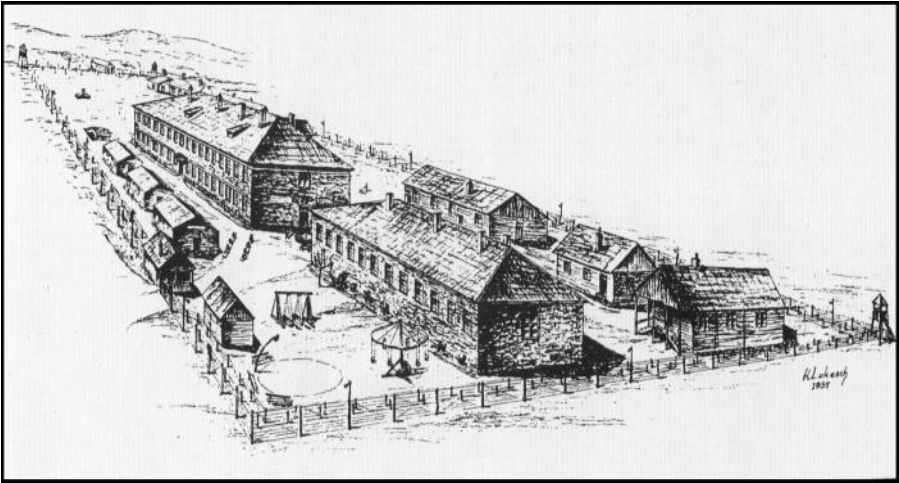
Allmählich verbesserten sich die Lebensbedingungen. Das Lagerpersonal sowie alle, die im Lager verblieben und eigentlich ihren Ruhetag hatten, mussten ausrücken, um von den Schlachtfeldern der Umgebung Eisenstangen und brauchbares Material zu sammeln damit dieses in den spärlich ausgerüsteten Werkstätten verarbeitet werden konnte. So wurden die Pritschen aus Holz, deren Risse und Ritzen der Rückzugsort der Wanzen waren, gegen eiserne Stockbetten ausgetauscht. Seitens der Lagerleitung erhielten wir Säcke aus grober Leinwand, die wir bei einer benachbarten Kolchose mit Stroh befüllen durften und diese als Matratzen in die Eisenbetten legten. So waren wir dem Ungeziefer, das uns plagte nicht mehr so ausgesetzt und fanden mehr Nachtruhe.

In den Folgemonaten verbesserte sich das Essen. Neben der Wassersuppe aus Kraut- oder Rübenblättern gab es auch einen Löffel Gerstlbrei mit einem Ölauge in der Mitte. Das wenige Fleisch, das für unsere Ernährung eingesetzt wurde war nicht immer von bester Qualität und führte auch zu Vergiftungen. Betroffen war einmal unsere ganze Schicht. Alle, die dies Essen zu sich genommen hatten, so auch ich, bekamen Magenschmerzen, starke Übelkeit und hohes Fieber. Dr. Erwin Reimer aus Zeiden war einer der Lagerärzte und hatte viel Mühe, uns wieder auf die Beine zu stellen, da die entsprechenden Medikamente fehlten.

Obwohl wir zwar gegen Typhus geimpft worden waren, brach diese Infektion immer wieder bei uns aus. Auch ich kam einmal auf die Isolierstation, konnte aber diese Krankheit überwinden.

Als die Lagerleitung mehr Vertrauen in uns hatte, durften wir auf den Basar, der vor unserm Lager aufgebaut wurde, so dass die Wachtposten uns dennoch beobachten konnten. Auf diesen Markt kamen die russischen Hausfrauen - „Doma Casaika“-

genannt und boten ihre Erzeugnisse an: Milchprodukte aus Ziegenmilch, fertige Bohnensuppe „nach amerikanischem Rezept“, wie sie sagten, Mais- und Weizenmehl, Zucker, Öl, Bohnen, Sonnenblumen- und Kürbiskerne, Saisonfrüchte und was sie sonst noch entbehren konnten, um an uns einen zusätzlichen Rubel zu verdienen. Das Maß für alle Produkte war der „Stachan“, die Größe eines normalen Wasserglases. Der Inhalt kostete unabhängig von der Ware 4 Rubel. Man konnte auch Artikel aus dem kleinen „Stachan“, kaufen, zum halben Preis. Als Belohnung für gute Führung und besonderen Fleiß in der Arbeit durften die Ausgezeichneten unter Bewachung auf den großen Basar gehen. Hier war das Angebot an Waren größer und alles viel billiger.



Lager 1208 Nikanor 1949 - Zeichnung von Heinrich Lukesch, Heldsdorf (Quelle [2])

Mit interniert waren zwei Männer aus Oberschlesien, die nicht zur Arbeit eingeteilt wurden. Sie hatten die Aufgabe zu musizieren, der eine mit seinem Akkordeon, der andere mit der Geige, um uns Deportierten bei Laune zu halten. Es wurde für die Sommermonate auf dem Lagerhof ein Platz mit Bänken eingerichtet, im Winter war es ein kleiner Saal mit Bühne „Club“ genannt, die der Unterhaltung dienten. Anfangs waren wir sehr zurückhaltend, hatten Heimweh und waren immer traurig. Dies kam auch in unsern Liedern die wir sangen zum Ausdruck, ein Grund warum wir von der Lagerleitung immer aufgefordert wurden, lustige und frohe Weisen zu singen. Um den Alltag, unsere seelischen Nöte zu vergessen und Zerstreuung zu finden, kam es später dann doch dazu, diese Veranstaltungen zu besuchen. Dank einer Fügung Gottes war bei uns Deportierten aus dem Burzenland der damalige Pfarrer aus Tartlau Otto Reich mit dabei, der immer bemüht war uns seelisch zu stärken und zu betreuen. Im Geheimen gab es ab und zu in einer der Baracken eine Zusammenkunft, um einen Gottesdienst zu feiern. Wir sangen auswendig unsere Kirchenlieder und feierten sogar ein Erntedankfest, mit Gaben die von Draußen mitgebracht wurden.

In der Nähe unseres Aufenthaltsortes befand sich ein Lager mit kriegsgefangenen Deutschen Soldaten, die uns schnell als Siebenbürger identifizierten. In den Schnee schreibend tauschten wir auf unserm Weg zur Arbeit mit ihnen Mitteilungen. So kam

es, dass uns eines Tages die Nachricht vom Tode eines Siebenbürgers im Kriegsgefangenenlager überbracht wurde. Die Männer schmuggelten den Nachlass dieses Verstorbenen in unser Lager, baten uns die Unterlagen zu prüfen und nach Möglichkeit die Familie zu benachrichtigen. Anhand der Briefe und der Bilder stellte ich fest, dass es mein Vetter Egon Andreas Schmidt war. Mir kam nun die Aufgabe zu, diese traurige Nachricht vom Tode des einzigen Sohnes seinen Eltern zu überbringen. So hatte die Familie die traurige Gewissheit, dass er den Krieg zwar überlebte, nicht aber die russische Gefangenschaft.

Mit Gottes Hilfe überstanden wir, die wir den Mut nicht verloren hatten, die 5 Jahre. Viele sind dort verstorben. Ab und zu sahen wir wie Wächter mit einem Handwagen das Lager verließen, auf dem mit Leintüchern zugedeckte leblose Körper lagen. Stumm begleiteten unsere Blicke diese bis sie außerhalb des Lagers waren, am Stacheldraht entlang rollten und in einer Senke verschwanden.

Im Oktober 1949 wurden wir entlassen, der Vertrag war beendet. In der Heimat bot sich uns ein neues Bild: „Es sahen fremde Menschen aus den Fenstern“, da die Sachsen alle enteignet wurden. Ihren Besitz erhielten einfache Menschen aus dem Gebirge, die meisten Analphabeten.

Nach fast 5 Jahren Leben hinter dem Stacheldraht, ohne Kontakt zur Außenwelt, war ich ganz scheu geworden. Es war ganz schwer, sich wieder an die Freiheit zu gewöhnen. Ich musste mich zuerst bei der Polizei melden und bekam einen Termin zur Anhörung bei der Securitate (S. E. D.). Hier wurde ich über die Geschehnisse der vergangenen Jahre befragt.

Ich sprach auch beim Schulamte vor, hatte Glück und wurde am 1. November 1949 als Lehrerin an der deutschen Volksschule und als Kindergärtnerin in Nußbach eingestellt, wo ich bis zu meiner Pensionierung 1983 arbeitete. Während der Ferien wurden wir 3 Jahre lang in Kursen für den Kommunismus umgeschult.

Erst nach gut 60 Jahren wurden Überlegungen angestellt, uns, die wir fast 5 Jahre unseres Lebens, die Kraft unserer jungen Jahre und unsere Gesundheit geopfert hatten, zu entschädigen. Seitens der rumänischen Regierung erhalten nach Beantragung alle noch lebenden Russlanddeportierten seit 2013 eine finanzielle Entschädigung, die ab Juli 2015 verdoppelt wurde.

Auf diesem Wege möchte ich der rumänischen Regierung für diese Entscheidung danken und nicht zuletzt auch dem Verband der Siebenbürger Sachsen und dessen Vorsitzenden Dr. Bernd Fabritius, der sich intensiv für diese Gutmachung eingesetzt hat. Damit widerfährt uns Betroffenen ein Stück Gerechtigkeit.

Auch hier in Deutschland wurde unser Einsatz in Russland gewürdigt: zur stetigen Erinnerung an die grausame Zeit und die Verbrechen des Zweiten Weltkrieges beschloss die Bayerische Staatsregierung und führte ab 2014 einen Gedenktag für die Opfer von Flucht, Vertreibung und Deportation ein. Es ist immer der zweite Sonntag im September.

Altraut Anna Zelgy (geb. Olesch), Großhabersdorf, Oktober 2015

Altraut Zelgy (geb. Olesch), Großhabersdorf

Nußblatt Nr. 12 / 1999

... endlich wieder zu Hause

17. Oktober 1999. Vom wolkenlosen tiefblauen Himmel strahlt die Sonne in ihrer ganzen Pracht. Es ist einer der seltenen „goldenen“ Oktobertage. Wir fahren durch Mittelfranken, unserer neuen Heimat. Das besinnliche Landschaftsbild lädt zum Nachdenken ein. So wandern meine Gedanken zurück in die Vergangenheit, zu einem andern Oktober, zum Oktober des Jahres 1949. 50 Jahre – ein halbes Jahrhundert – sind seitdem vergangen. Da sehe ich mich, zusammen mit vielen andern Leidensgenossen, in Reih und Glied angetreten im Hof des Lagers von Nikanor neben Makejevskaja stehen und der Lagerkommandant spricht zu uns.



Lager Nikanor (Sommer 1949); von oben links:

Martha Tartler (Glöckner), Klein Rosa, Traute Olesch (Zelgy), Otilie Klein (Modoran), Anna Petri (Foof), Katharina Schuster (Cloos), Katharina Tartler (Foof), Susanna Tartler (Roth), Anna Barthelmie (Streitfert), Martha Barthelmie (Preidt), Emmi Schneider (Tontsch), Martha Bolesch (Buhn), Cloos Martin, Anna Tartler (Kußmann), Martha Bolesch (Boltres), Luise Klein (Barti), Katharina Cloos (Tobie)

Er teilt uns mit, dass die Zeit unserer Aufbauarbeit – lies aber Verschleppung oder Zwangsarbeit – zu Ende gegangen sei, und dass wir bald in die Heimat entlassen würden. Also wurde nun doch endlich wahr, was als Gerücht schon jahrelang durch die Lager kreiste „skoro damoi“, zu Deutsch „es geht bald heimwärts“. Großzügigerweise würde uns Rußland vorher jedoch noch unser in 5 Jahren angespartes Urlaubsgeld auszahlen, da wir ja in all diesen Jahren keinen einzigen Tag Urlaub bekommen hatten. Als ich das vielgepriesene Geld dann endlich in meinen Händen hielt, reichte es gerade für ein Kopftuch, als „Mitbringsel“ aus Rußland für meine Mutter.

Im Vordergrund jedoch stand das Bewußtsein, die Freude und das Glück, daß wir nun unsere Freiheit zurückbekämen und nach Hause fahren durften.

Schwer fiel uns nur der Abschied von den Gräbern derer, denen es nicht mehr vergönnt war, die Heimat wieder zu sehen, Freundinnen und Leidensgenossen, das Grab meines Veters. Sie blieben jetzt für immer allein und fern der Heimat in der fremden Erde zurück. Wo diese Gräber wohl liegen? Wer weiß das noch?! - Oft kennzeichnete nicht einmal ein Grabhügel ihre letzte Ruhestätte. Doch wir bewahren ihnen allen bis heute in unseren Herzen ein ehrenvolles Gedenken.

An einem der nächsten Tage mußten wir wieder einmal – wie schon unzählige Male vorher – im Lagerhof antreten. Dieses mal jedoch mit unserem ganzen Gepäck. Wir wurden namentlich aufgerufen und mußten dann auf einen Militärlaster klettern, der uns zu einem nahe gelegenen Bahnhof brachte, wo wir in Viehwaggonen „verladen“ wurden. Nach endlosem Warten begann dann die tagelange Heimfahrt.

Die Ausreise bei unserer Verschleppung im Januar 1945 erfolgte über Iasi. Im Oktober '49 kamen wir über Nordsiebenbürgen nach Rumänien zurück. In Sighetu Marmatiei angekommen wurden wir vom rumänischen Militär übernommen. Wieder mußten wir offene Militärlaster besteigen, die uns bei strahlendem Sonnenschein durch die herbstlich buntgeschmückten prächtigen Karpatenwälder über Baia Mare nach Klausenburg brachten. Die Bevölkerung der Landstriche, durch die wir fuhren, war gerade bei der Obsternte. Es war als ob auch sie sich über unsere Heimkehr freuten. So mancher Korb mit köstlichem Obst wurde uns heraufgereicht.

In Klausenburg angekommen wurden wir in einer Kaserne untergebracht, wo wir einige Nächte auf dem nackten Boden schliefen, das heißt so lange bis wir registriert wurden, einen provisorischen Ausweis erhielten und die Fahrkarten für die Heimreise ausgehändigt bekamen. Da die Behörden aber durch den massenhaften und plötzlichen Andrang so vieler Heimkehrer beim Ausstellen und Ausfüllen der Formulare überfordert waren, appellierten sie an die „Schriftkundigen“ unter uns, ihnen doch „freiwillig“ bei ihrer Arbeit zu helfen. Unter diesen Helfern war auch ich.

Einmal waren aber dann auch meine Papiere fertig, und ich im Besitz dieser wichtigen Dokumente. So konnte die Heimreise angetreten werden. Zusammen mit einigen andern aus dem Burzenland marschierten wir zum Klausenburger Bahnhof. Dort

wartete jedoch schon eine riesige Menschenmenge auf einen Zug, der nach Kronstadt oder Bukarest fahren würde.

Damals gab es laut Fahrplan zwar täglich einen Zug in diese Richtung, was aber nicht hieß, daß er auch tatsächlich fuhr. So kam es, daß sich am Bahnhof die Reisenden stauten. Da es uns aussichtslos schien, angesichts dieser Tatsachen in den Zug zu kommen, sprachen wir beim damaligen Bahnhofsvorsteher vor und baten ihn, für uns doch einfach einen Viehwaggon an den Personenzug anzukoppeln, der uns bis Kronstadt bringen könnte. Der offenherzige Mann, der sicher Mitleid und ein Verstehen für unsere Lage hatte bewilligte es. Wir bestiegen also wieder einmal einen Viehwaggon – zum letzten Mal in meinem Leben – und nach unendlich langer Wartezeit setzte sich dann der Zug endlich in Bewegung und die letzte Etappe der Heimreise begann.

So kamen wir – eine Gruppe von etwa 40 Burzenländern - singend und überglücklich unserer Heimat immer näher. Dann waren wir auch schon in Mediasch ... dann in Schäßburg. Die ersten sächsischen Heimatlaute drangen an unsere Ohren. Wir sind in der Heimat angelangt. Wir konnten es kaum glauben.

Dann hält der Zug in Reps, dann in Racoş. Mein Puls beschleunigt sich. – Schon bleibt Augustin und Ormeniş hinter uns. – Ich fühlte meinen Pulsschlag im ganzen Körper. – Apaşa-Geist – ich meinte, das Herz müßte mir im Leibe zerspringen, – nun bremst auch schon der Zug. Endlich, endlich bleibt er stehen. Ich springe ab – man reicht mir mein Gepäck herunter. Der Zug fährt weiter. Ich bleibe mutterseelenallein in der schwarzen Nacht zurück. Der Zug war lang, unser Viehwaggon der letzte, so stieg ich weit außerhalb des Bahnhofs ab.

Ich tappte und stolperte über die holprigen Steine und Schwellen der Gleisanlage laut rufend dem Bahnhofsgebäude zu und dann, ja dann konnte ich endlich nach 5-jähriger Trennung meine lieben Eltern wieder in die Arme schließen. Es flossen Tränen der Wiedersehensfreude. Ich war ...“endlich wieder zu Hause“.

Ja, seht, dieses waren die Gedanken zu dem 50-jährigen, dem goldenen Jubiläum meiner Heimkehr aus der Verschleppung nach Rußland, die mich bei dieser Fahrt durch das mittelfränkische Hochland bewegten.

Dora Klein (geb. Tartler), Lengede
Nußblatt Nr. 15 / 2002

Abschiedslied von meiner Mutter

von Dora Klein (geb. Tartler)

Als ich zog in die Welt hinaus,
ein leichtes junges Blut,
da stand mein Mütterlein vor dem Haus,
wir waren uns so gut.
Es war ein Abend so wunderbar,
und hoch am Himmelszelt,
da leuchteten so hell und klar
die Sterne in die Welt.
Seit dem zog manches Jahr dahin
und niemals kam mir aus dem Sinn,
die Heimat und mein Mütterlein.

Bitte grüßt mir ihr lieben Sterne,
meine Heimat in der Ferne,
grüßt mein Mütterlein, das bei eurem Schein
denkt so ganz an mich allein.

Ich denke oft und gern zurück,
ans teure Heimatland,
denn in der Heimat wohnt mein Glück,
das hab ich längst erkannt.
Ach Gott, wenn nicht dein Wille ist,
daß mich die Mutter wieder küßt,
laß sterben mich beim Sternenschein,
mein letztes Wort soll nochmals sein.

Bitte grüßt mir ihr lieben Sterne,
meine Heimat in der Ferne,
grüßt mein Mütterlein, das bei eurem Schein
denkt so ganz an mich allein.

(15. Januar 1945 – anlässlich der Deportation nach Rußland)

Mathias Bolesch, Ingolstadt

Nußblatt Nr. 16 /2003

Erinnerungen an damals ...

Liebe Freunde, bei unserem letzten Treffen im Lokal „Zur Bretzge“ habe ich die schönsten Stunden mit unseren Nußbäckern erlebt. Man weiß ja nicht – hier sind jetzt die Alten gemeint, zu denen auch ich gehöre – ob es noch eine Möglichkeit gibt sich in die Augen zu schauen und ein paar Worte miteinander zu wechseln, insbesondere mit denen die noch nie anwesend waren.

Mein jüngster Wunsch, dass unser lieber Günther Schmidts noch viele Jahre gesund bleibt und wir weiterhin singen, tanzen und uns auf seine Musik unterhalten können. Ich lade euch zwar alle ein, zu unserem Treffen in 2 Jahren zu kommen – könnte aber persönlich auch nicht mehr dabei sein. Aber Gott sei Dank, fühle ich mich – bis auf ein paar kleine Wehchen – wohl, werde immerhin am 17. November 75 Jahre alt.

Meine Schwester Anni fährt ja jedes Jahr, wie auch viele andere in unser liebes Nußbach. Da sie nun den Hof verkauft haben, hat sie alles vernichtet was nicht mehr zu gebrauchen und mitnehmen war. Dabei ist sie auf eine Karte gestoßen, die meine Mutter aufbewahrt hatte und ich damals aus Rußland an sie geschrieben habe.

Und so wie ich damals mit diesen Zeilen meine Mutter grüßte, möchte ich euch alle auch nochmals herzlich grüßen, insbesondere diejenigen unter uns die im fernen Rußland das gleiche Schicksal teilten und noch am Leben sind.

Liebe Mutter

Stalino, am 27.08.1949

Es fängt schon an zu dunkeln
und leise weht der Wind,
am Himmel schon Sternlein funkeln
es denkt mein Herz und sinnt.
Es war so schnell als ich Abschied nahm
von Mutters Heimatpforte,
und es vergeht nun Jahr um Jahr
und niemals vergess ich die Abschiedsworte:

„ Du gehst nun hinaus, lässt uns allein,
weiß Gott ob kehrst du wieder Heim.
Ich muss dir nun ade sagen,
denn auf ein Wiedersehn tu ich verzagen.

Behüte dich der liebe Gott,
zu jeder Zeit auch am fremden Ort,
dass du bald wiederkehrst in dein Vaterhaus
und allezeit bleibst bei uns zu haus.“
Es waren nur schlichte Wörtelein,
sie drangen mir tief ins Herz hinein.

Sie toben immer, sie ist allein,
das treue liebe Mütterlein.
Mein Herz ist seitdem krank und sinnt,
bei jedem leisen Abendwind.
Drum Mutter, weil ich so ferne bin
und viel denk an dich, dein liebes Kind,
so will ich dir diese Zeilen schicken
und wieder Freude in dein Herze wecken.
Und ist das Herz noch so krank und wund,
ein paar Zeilen machen es bald wieder gesund.
So sitz ich hier, so ganz allein
und schreib dir dieses Briefelein.
Und jedes Mal wenn die Nacht bricht ein,
Denk ich an dich lieb Mütterlein.

So ist es wenn es anfängt zu dunkeln, kommt einem alles in den Sinn. Nun sei tausendmal begrüßt und geküsst,

von Deinem an dich denkenden Sohn Mathias!

Altraut Zelgy (geb. Olesch), Großhabersdorf

Nußblatt Nr. 18 / 2005

Christtag im Donezbecken

Der 23. August 1944 ist einer der schwärzesten Tage in der mehr als 850-jährigen Geschichte der Siebenbürger Sachsen. An diesem denkwürdigen Tag wechselte Rumänien im 2. Weltkrieg die Fronten und wurde von einem Verbündeten Deutschlands zu dessen Gegner.

Dieses Ereignis hatte schwerwiegende Folgen für uns Sachsen, Folgen deren Auswirkungen letzten Endes für viele von uns dazu beitrugen, die alte Heimat zu verlassen, um sich hier in Deutschland ein neues Leben aufzubauen.

Aber trotz dieses tiefen Einschnittes in unser Dasein - das Leben musste weiter gehen. Mit Mühe und Not brachten die Leute ihre Ernte ein, und die Arbeit half so allen über diese finsternen Tage hinweg. Der Durchzug der Kriegsgefangenen und die Durchmärsche der russischen Truppen mit Zwangs – Einquartierungen in der Schule und in Privathäusern lies allmählich nach, der Herbst kam und verging, der Winter brach an, Weihnachten nahte. Das Jahr 1944 neigte sich seinem Ende zu und es begann ein neues Jahr. Voller Sorgen blickten wir in die Zukunft, uns fürchtend, was uns dieses neue Jahr wohl an Veränderungen bringen würde.

Am 13. Januar wussten wir es dann. An diesem Tag wurden die noch zu Hause verbliebenen arbeitsfähigen Frauen und Männer – unter ihnen auch ich – ausgehoben, im Schulsaal gesammelt, nach Kronstadt geschafft und in ungeheizte Viehwaggons verladen. Lange Güterzüge rollten mit Sachsen und Banater Schwaben beladen durch die eisig kalten Wintertage Russland zu.

Ende Januar kamen wir am Bestimmungsort an. Es war das Kohlegebiet im Donezbecken in der Sowjetunion. Unterkunft fanden wir in verfallenen, schmutzigen, verwanzten Baracken, mit zerbrochenen Türen und Fensterscheiben, aber fürsorglich von zwei Reihen Stacheldrahtzäunen umgeben, mit von bewaffneten Soldaten besetzten Wachtürmen an den Ecken die unsere Flucht verhindern sollten. Mit Wassersuppen - ganz wenig schwarzem Brot - mit Frost und vielen Entbehrungen mussten wir uns an das neue primitive Leben gewöhnen.

Jeder einzelne Tag brachte uns andere Erlebnisse. So verging schließlich ein Jahr und Christtag 1945 stand vor der Tür. Mit den düsteren, nebligen und feucht-kalten Herbsttagen wuchs unser Heimweh und die Sehnsucht nach unseren Lieben, sowie nach geordneten, normalen Verhältnissen, wie einstmals zu Hause, ins Unermessliche.

Da unter der Diktatur Stalins das Weihnachtsfest als kirchlicher Feiertag verboten war und nicht gefeiert werden durfte, und da die alten Russen die es im Verborgenen nach ihrem orthodoxen Kalender doch taten – allerdings erst Anfang Januar – wussten die jungen russischen Soldaten die uns bewachten, nichts über den Heiligen

Abend. Uns aber war es ein tiefes Herzensbedürfnis an diesem Abend, nach gutem altem sächsischem Brauch, wenigstens das Weihnachtsevangeliem zu hören und die altvertrauten Lieder – allen voran „stille Nacht, heilige Nacht“ - erklingen zu lassen. Schon im Advent sangen wir oft an den langen dunklen Abenden die heimatlichen Weihnachtslieder und bereiteten uns so auf das Fest vor. Die Russen freuten sich zwar, wenn wir sangen, doch meinten sie, die Melodien unserer Lieder seien zu traurig, wir sollten doch lieber frohere Lieder singen. Ein Glück, dass sie den Text nicht verstehen konnten, und daher nicht mitbekamen was wir sangen.

Da unser Lager in der weiten und kahlen Steppe stand, wo es weit und breit keinen Wald gab, war unsere größte Sorge wie und woher wir zu einem kleinen Bäumchen kommen könnten. Auf dem Weg zur Arbeit fielen uns eines Tages die mit Raureif bedeckten hohen trocknen Distelstauden in die Augen, die aufgeputzten Tannenbäumchen glichen. Wir beschlossen so eine Distel als „Christbaumersatz“ in unserer Baracke aufzustellen. Wir suchten ein schönes und regelmäßiges „Bäumchen“ aus, schnitten es ab und auf dem Heimweg, nach der Arbeit, brachten wir es am Heiligen Abend ins Lager mit.

Als uns am Lagereingang der Wächter aufhielt und fragte „sa schto = wofür“ wir so ein Unkraut bräuchten, antworteten wir dass wir uns daraus einen Besen binden wollten. Er gab sich mit dieser Antwort zufrieden und so gelangte der „Distelstängel“ in unsere Unterkunft, um uns als Weihnachtsbäumchen bei unserer Andacht an zu Hause zu erinnern.

Rasch machten wir uns sauber, zogen uns so gut wie möglich „schön“ an und eilten zum abgelegensten Raum unserer Baracke, stellten unser Bäumchen auf und begannen es zu schmücken. Aus unseren „fufaikas = Wattejacken“ zupften wir etwas weiße Watte heraus, und mit weißen Baumwollfäden sowie mit hier wachsenden, noch im Herbst gesammelten Steppenstrohlblumen, putzten wir es auf – so gut es eben mit unseren bescheidenen Zutaten ging.

Nach dem üblichen abendlichen Kontrollrundgang des russischen Barackenchefts versammelten wir uns zu unserer Weihnachtsfeier im Raum, wo das Bäumchen stand. Dazu hatten wir auch unseren „Lagerleidensgenossen“ Herrn Pfarrer Otto Reich eingeladen, der sich dann abends verbotenerweise, im Schutze der Dunkelheit heimlich in unsere Frauenbaracke schlich. Als er den Raum betrat, war er sehr erstaunt und angenehm überrascht, dass es uns gelungen war trotz Elend, Armut, Not und fern der ach so schönen und geliebten Heimat diesen Heiligen Abend solcher Art vorzubereiten, sogar mit einem „geschmückten Weihnachtsbaum“. Ein einziges Kerzlein, welches ich in meinem Gepäck noch vom letzten Christtag zu Hause dabei hatte und herschenkte, wurde angezündet. Unsere Augen begannen sich mit Tränen zu füllen und überzufließen. Zum Glück stimmte aber Herr Pfarrer Reich das Lied „Vom Himmel hoch ...“ an, eine nach der anderen fiel in den Gesang ein und statt zu weinen sangen wir ergriffen mit. Es wurden noch zwei oder drei Christlieder gesungen und dann hielt Herr Pfarrer Reich eine kleine tröstende Ansprache die uns auf-

richtete. Danach trug ich aus der Erinnerung das Weihnachtsevangelium vor. Wir falteten die Hände und gemeinsam beteten wir mit lauter Stimme „Vater unser...“. So getröstet und gestärkt konnten wir zum Abschluss dann doch auch noch das Lied „Oh du fröhliche...“ singen, ohne zu weinen, wenn auch mit vor Heimweh wunden Herzen und der schweren Last und Angst vor einer ungewissen Zukunft im Gemüt. Mit den Worten der Bibel: „Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, auf dass alle, die an ihn glauben nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben“, (Joh. 3. Vers 16) wurde unsere Weihnachtsfeier beendet.



„Gang zum Essen“- Zeichnung von Lorenz Klugesherz (Quelle [3])

Blitzschnell schlichen alle in ihre Zimmer und seelisch gestärkt kroch eine jede von uns auf die harte Pritsche zum engen Schlafplatz, legte sich hin und ließ die Gedanken in die weite, weite Ferne wandern, hin zur Heimat, zur Familie, zu seinen Lieben die daheim waren, vielleicht aber auch in der Kriegsgefangenschaft oder in anderen Lagern weilten, oder schon in fremder Erde ruhten.

Schließlich kam dann aber doch ein gutes Sandmännchen vorbei, streute seinen Sand aus und wir schliefen ein, froh und dankbar darüber, dass uns unsere russischen Bewacher nicht entdeckt hatten und dass wir so einen wundervollen, inhaltsreichen Heiligen Abend, fern der lieben Heimat feiern durften. Der nächste Tag – es war ja der erste Christtag – war für uns dann wieder ein ganz gewöhnlicher normaler Arbeitstag.

Seit diesem Weihnachtsfest im fernen Donbass sind zwar genau 60 Jahre vergangen – aber die Erinnerung daran wurzelt noch immer lebendig und unvergessbar tief in meiner Seele.

Katharina Cloos-Szöllösy, Klausenburg
Nußblatt Nr. 18 / 2005 und ADZ vom 23.05.2015
(aktualisierte Fassung)

Der Schrei voller Sehnsucht

**Wie ein kleines Dorf am Geister Wald in den Strudel
der Geschichte geriet**

2020 – ist in vieler Hinsicht ein Jahr des Gedenkens, doch

*„Schau ich in die tiefste Ferne,
Meiner Kinderzeit hinab ...“*

steigt ein eiskalter Januartag herauf, der Tag, an dem unser Vater verschleppt wurde. In das ferne Sowjet-Russland hieß es. Wie lange wir ihn nicht sehen sollten, war ungewiss.

Es war vor 75 Jahren. Am 13. Januar 1945 traten in der Abenddämmerung bewaffnete Männer in unseren Hof – mit Listen in den Händen. Was sie sagten, was sie befahlen, daran erinnere ich mich nicht, doch an das Geschehen, das nach ihrem Abzug folgte: Ein eiliges, aufgeregtes Packen begann. Einen roten Henkeltopf mit in Fett aufbewahrt, gebratenem Fleisch sehe ich auch heute noch vor meinem inneren Auge. Verwandte kamen vorbei. Ich entsinne mich der Worte „flüchten, verstecken“.

Der Geister Wald grenzte ja an unser Dorf ... Dann hörte ich meinen Vater sagen: „Wohin alle gehen, da gehe ich auch hin.“ Diese Aussage wiederholte meine Mutter noch lange Zeit danach.

Am nächsten Morgen – ganz früh, es war noch dunkel – stapften wir durch den hohen Schnee: unser Vater (40 Jahre alt), meine Mutter (35 Jahre alt), meine Brüder (13 bzw. 11 Jahre alt) und ich (8 Jahre alt). Wir gingen Richtung Schule, zum Sammelort.

Vor der Schule angekommen, welch Menschenmenge! Meinen Brüdern war es gelungen, mit dem Vater ins Schulgebäude zu schlüpfen. Als ich das auch versuchte, hörte ich ein barsches „Stai!“ („Bleib stehen!“). Ängstlich wich ich sofort zurück. Alles Flehen meiner Mutter half nichts – wir mussten draußen in der Kälte bleiben und sahen zu den Schulfenstern hoch, von wo ab und zu der Vater oder einer meiner Brüder uns zuwinkten.

Dann fuhr plötzlich ein Fahrzeug mit Zeltplane vor. Dorthin mussten alle Betroffenen einsteigen. Es wurde an den Schnüren gerissen und gezerrt. Da sah ich eine Hand winken – es war die Hand meines Vaters, denn ich hörte klar und deutlich seine Stimme: „Adje, Noaßbacher Turm!“ Noch lange Zeit danach klangen diese

Worte in mir nach. Wie ich das Fahrzeug hasste! Wie ich alle Fahrzeuge dieser Art hasste, die uns liebe Menschen brutal entrissen hatten!

Unruhige und beängstigende Tage folgten. Besonders in der Nacht. Da wurde an Tore und Türen gehämmert. Wir wurden aus dem Schlaf gerissen. Mit Gebrüll wurde das Haus von oben bis unten durchsucht und alle Schranktüren aufgerissen. Wir zitterten jedes Mal. In der Zeit danach musste unsere Mutter anpacken – und wir Kinder mit ihr, wo und wie es nur ging, denn wir standen nun da „wie der Finger“. Waren wir eigentlich noch Kinder? Konnten wir es sein? Meine Brüder waren über Nacht erwachsen geworden. Jeder Tag war für sie ein harter Arbeitstag. Abends waren sie oft zu müde, um Hausaufgaben zu machen, doch das Verständnis der Lehrer hat nie gefehlt.



Martin Cloos im Lager Nikanor
(dieses Foto war auf eine Postkarte genäht)

Mein Weg führte mich in den kalten Januartagen nach der Schule fast täglich zu meiner Großmutter väterlicherseits, die immer sehnlichst auf mich wartete. Dort harnte meiner auch meine zweijährige Cousine, Irmgard Cloos. Sie war in ihrem eifrigen Suchen nach ihrer Mutter, die deportiert worden war, gestolpert und hatte sich die Handflächen am glühenden Herd verbrannt. Weinend und mit erhobenen

Händchen kam sie mir jedes Mal entgegen. Rückblickend scheint mir dies, ein frühes Protestieren gegen Unrecht und Willkür gewesen zu sein.

Das Leben in unserem elterlichen Haus vergällte uns der fremde neue „Besitzer“, ein sogenannter „Kolonist“. Er spielte sich als Herr und Gebieter auf. Schnell hatten wir Kinder herausgefunden, dass er des Lesens und Schreibens unkundig war. Wir wurden selbstsicherer und drohten ihm mit der Heimkehr unseres Vaters: „Atunci să vezi!“ („Dann sollst du sehen!“), obzwar wir drei Jahre lang in Ungewissheit schwebten und nicht wussten, ob er überhaupt noch am Leben war. In uns lebte aber die Hoffnung. Wir sehnten uns nach ihm. „Wenn er dann kommt, wenn er dann kommt ...“ In unseren Gesprächen war er immer anwesend. Nie konnte ich die Augen schließen, bevor ich nicht in meinem kindlichen Glauben um seine Heimkehr betete.

Dann endlich welch ein Jubeltag! Das erste Lebenszeichen! Eine Postkarte! Weinend lief uns unsere Mutter damit entgegen, als wir einmal aus der Kirche kamen. Ganz Nußbach war in Aufregung. Alle, die noch lebten, hatten geschrieben. – Unser Vater lebte! Er lebte! Im Donbass im Lager „Nikanor“. In gewissen Abständen erreichten uns dann immer wieder Postkarten, sogar mit aufgenähten Fotos.

Das erhöhte die Freude und stärkte die Hoffnung. Ich besitze noch einige dieser Fotos und betrachte sie des Öfteren in Gedanken versunken. Mit Arbeit und Lernen, Krankheit und Bangen, aber auch hellen Tagen, täglich auf Postkarten mit aufgenähten Fotos wartend, vergingen noch zwei Jahre.

Steig ich nun wieder in die tiefste Ferne meiner Kinderzeit hinab, taucht ein unvergesslicher sonniger Herbsttag auf. Im Oktober 1949 hieß es: „Să kunn! Să kunn!“ („Sie kommen! Sie kommen!“). Die frohe Botschaft war den Überlebenden vorausgeeilt. Ein Gerücht wie so viele andere? Nein! Für uns gab es kein Halten mehr, kein Zuhausebleiben, keine Schule. Wir rannten zu jedem Zug – ob Personen- oder Lastzug. Mich ließ nur ein Gedanke nicht los. „Werde ich wohl meinen Vater wieder erkennen?“ Schüchtern näherte ich mich meiner Mutter mit dieser Frage. Sie sagte nichts, strich mir nur lächelnd über den Kopf.

Züge und Züge rollten an uns vorbei. „Da sieh! Wieder einer! Wird er anhalten?“ Näher und näher dampfte er heran. Ein Mann stand schon auf dem Trittbrett. „Menj Tati, menj Tati!“, schrie es aus mir, dass ich selbst erschrak. Ein Sehnsuchtschrei entlud sich unbewusst – fünf Jahre hatte ich gehofft und gewartet. Wie Trauben hingen wir alle drei an ihm, als wir vom Bahnhof nach Hause gingen. Einer meiner Brüder trug stolz das Mitbringsel – eine Gitarre. Unsere Mutter hatte ihre Arbeit ruhen lassen und lief uns entgegen.

Unser Vater war kein wortkarger Mensch, eher ein begnadeter Redner und Erzähler. Er berichtete viel von Ereignissen, die ganz Nußbach, Land und Leute betrafen. Allein mit den Erlebnissen aus dem Donbass hielt er sich zurück. Wollte er uns den Glauben an das Wahre, Gute und Schöne nicht rauben? Nur ab und zu erging eine

Ermahnung an uns: „Fangt ja nicht an zu rauchen! Ein Glück, dass ich kein Raucher war. Viele Raucher haben in unserem Lager die kleine Brotration gegen Zigaretten eingetauscht und damit ihre Gesundheit noch mehr gefährdet. Schätzt das tägliche Brot, das wir jetzt auf dem Tisch haben! Das Brot dort war ein klebriges Etwas wie Seife. Aber der Hunger, Kinder, der Hunger ...“.

Heute habe ich oft den „Hungerengel“ aus Herta Müllers „Atemschaukel“ vor mir, wenn ich die vielen erschütternden Berichte anderer Zeitzeugen lese.

„Lernt!“, ermutigte uns der Vater. Lebensrettend seien ihm auch die Kenntnisse über Pflanzen und deren Wurzeln gewesen – er hatte sich diese an der Ackerbauschule angeeignet. Anfangs, in den Jahren der Hungersnot, habe er immer eine Konservenbüchse bei sich getragen und jedes armselige essbare Pflänzchen auf seinen Wegen gepflückt.



Ein Foto von uns (Bruder Martin, ich, Mutter Katharina und Bruder Georg) wurde auf eine Postkarte genäht und an den deportierten Vater verschickt; das Bild trug er bis zum Ende der Deportationszeit bei sich und brachte es 1949 mit nach Hause.

Fünf Jahre in Tag- und Nachtschichten führen sie ohne Schutzkleidung in die Kohlegruben. Die Arbeit war schwer und gefährlich – oft standen sie bis zu den Knien im Wasser. Täglich ereignete sich ein Unfall, einige endeten tragisch: mit vielen Toten, die dann einfach nur „verscharrt“ wurden. Eine Gnade, wenn mindestens ein „Vaterunser“ gesprochen werden konnte. Wenn er unbeobachtet am Wächter vorbeikommen konnte, hat mein Vater unter der Kleidung ein paar Kohlenstücke unter seiner Jacke versteckt. Der Abnehmer war eine arme russische Familie, die auf die

paar Kohlenstücke angewiesen war. Die Entlohnung für diesen Dienst war „etwas zum Beißen“.

Über die heimtückische Krankheit Malaria meinte mein Vater lakonisch: „Haut und Knochen! Alle hatten mich schon aufgegeben!“ Ja, daran kann ich mich auch erinnern: Als lange Zeit keine Nachricht mehr von ihm kam, hätte ihn meine Mutter fast aufgegeben. In den ersten Jahren gab man ihnen nach den Entlausungsprozeduren keine Unterwäsche, nur die wattierte russische Kleidung: „Da klapperten uns in der Kälte die Zähne.“ Fünf Jahre lang wurde ihnen kein Sonntag, kein gemeinsamer arbeitsfreier Tag gegönnt.

Als mein Vater wieder bei uns war, litt er anfangs unter den vorgefundenen Umständen sehr: Haus und Hof waren von fremden Menschen besetzt, sie hielten sich für die rechtlichen Besitzer; auf dem eigenen Grund und Boden mussten wir als Tagelöhner arbeiten; unsere wertvollen landwirtschaftlichen Geräte waren überall verstreut und unter freiem Himmel allmählich verrostet. Der schöne schwarze Langflügel seines Großvaters, Organist in Nußbach, stand nicht mehr in der guten Stube, sondern lag zertrümmert in der Scheune. Dies alles ließ meinen Vater von Tag zu Tag schweigsamer werden. Vor uns Kindern haben die Eltern nie darüber gesprochen, doch gefühlt haben wir es, schließlich waren wir nun auch fünf Jahre älter geworden.

1952 ereilte uns ein zweiter Schicksalsschlag. Es ging wieder ins Ungewisse: aus Nußbach, unserem Heimatort, nach Oderhellen/Udvarhely/Odorheiu Secuiesc. Wir wurden ohne jegliche Begründung zwangsevakuiert – eine großzügige Geste der „neuen, menschenfreundlichen Regierung“, ein Willkürakt wie viele andere in der Zeit. Wieder wurde in Eile und in einer Nacht-und-Nebel-Aktion gepackt: Unser wenig, noch übrig gebliebenes Hab und Gut stellten wir bei Verwandten unter. Mit ein paar Habseligkeiten verließen wir Nußbach: „Wenn dich die Menschen auch kränken, weine nicht ...“, sang meine Familie in ihrer Not, ich begleitete sie auf der Flöte oder der von unserem Vater mitgebrachten Gitarre. In einem Dorf nahe Oderhellen nahm uns eine ungarische Familie auf. Die Meinigen mussten schwer arbeiten, während ich nach einer Unterbrechung von einem Jahr – dank eines verständnisvollen Schulleiters – wieder in die Schule gehen durfte. 1954, nach zweieinhalb Jahren, kehrten wir heim. Unser Hof war noch immer von Fremden bewohnt und total heruntergewirtschaftet. Erst 1956/57 zogen die Hausbesetzer aus. Ich studierte bereits in Klausenburg – als ich diese gute Nachricht erhielt, atmete ich auf.

Mein Vater war immer wieder auf der Suche nach einem Arbeitsplatz, bis er schließlich eine stabile Stelle als Pförtner eines C.F.R.-Unternehmens in Kronstadt fand. Von hier erreichten mich ausführliche Briefe über sein geliebtes Burzenland und das Geschehen in der Familie. 1968 trat er in den Ruhestand und durfte sich zusammen mit meiner Mutter über seine Enkel und Urenkel freuen. Meine Mutter wurde 72 Jahre alt, mein Vater 80.

Mathias Bolesch, Ingolstadt

Nußblatt Nr. 19 / 2006

Erinnerungen an damals ...

Einen herzlichen Gruß an alle Nußbäckerinnen und Nußbäcker. Unter dem Motto: **Erinnerungen an damals ...** möchte ich diesen Beitrag nun als Fortsetzung zu meinem Bericht von 2004 betrachten. Er war für das Jahr 2005 gedacht, wurde aber nicht rechtzeitig fertig.

Nachdem die Rote Armee nun Ende August weiter nach Westen vorrückte, kehrte bei uns wieder der Frieden ein. Im September/Oktober wurde vom Feld geerntet und es kam der Winter 1944/45. Wir Jugendliche hatten ja nun die Schule hinter uns, mein Vater war von der Armee zur Arbeit einberufen worden (Concentrare). Ich fütterte jeden Tag unsere Tiere und abends, so gut es ging, versammelten wir uns auf der Straße und besuchten unsere Mädchen, oder trafen uns im Kränzchen, sobald wir die Erlaubnis hatten irgendwo eine Stube zu benutzen. So verging die Zeit. Inzwischen hatte ich ein paar Fuhren Holz aus dem Wald geholt. November/Dezember waren ohne Schnee, aber sehr kalt und gut geeignet für diese Arbeit.

Weihnachten und Silvester hatten wir überstanden, aber nicht so ruhig wie zuvor. Es lag etwas in der Luft. Manchmal drangen Nachrichten durch, wo sich die Front gerade befindet – Ungarn, Polen, oder sogar schon in Deutschland. Man erwartete das Kriegsende.

Wir hatten noch ein schönes Schwein und wollten es schlachten, sobald der Vater unser Vater wieder nach Hause kommt. Aber nach Neujahr kam ein Militärauto aus Kronstadt, um uns das Schwein weg zu nehmen. Es würde für die Soldaten an der Front gebraucht. Alle Bauern mussten etwas (Cota/Anteil) abgeben. Als ich versuchte dem zuständigen Offizier klar zu machen dass wir schon eine Sau von 300 Kg gespendet hatten, sagte er nur: „Tu să taci puștiule!“ (Halt dein Maul, du Kerl). Sie hatten noch ein Schwein bei Andreas Barthelmie (Nr. 187) gefunden und der Lastwagen stand bei Martin Barthelmie (Nr. 139), mit dem hinteren Teil an der Straße, um leichter aufladen zu können.

Danach sollten sie zu uns kommen. Ich nutzte die Zeit und war zu meinem Großvater Georg Foof (Nr. 69) gelaufen, er möge schnell kommen (er war auch unser Fleischer) – das Schwein hätte eine Kartoffel im Hals und müsste schnellstens geschlachtet werden. Ich nahm die Messer und eilte voran nach Hause. Der Mutter hatte ich von meinem Vorhaben bis zu diesem Zeitpunkt nichts gesagt und forderte sie auf, schnell die Schüssel für das Blut zu bringen. Mit lauter Stimme rief ich meine Nachbarn herbei, um mir zu helfen. Der hatte auch keine Ahnung um was es geht. Als Großvater eintraf, hatte das Schwein schon den Strang am Fuss – ein Schlag auf den Kopf, der Stich in den Hals und als die Offiziere kamen um es abzuholen, brannte das Stroh schon lichterloh auf dem Rücken. Folgende Worte haben

sich bei mir eingepägt: „Doar nu ai tăiat porcul?“ (Du wirst doch nicht das Schwein geschlachtet haben?). „De ce nu? Doar este al nostru!“ (Warum denn nicht? Es gehörte doch uns!). Sie unterhielten sich noch eine Weile mit dem damaligen Bürgermeister (Kantor) und ich vernahm noch die Bemerkung: „Al dracului pușt“ (Teufelskerl). Am meisten bedauerte ich meine Mutter, die daneben stand und die ganze Zeit weinte – aus lauter Angst es könnte was Schlimmes passieren. Sie begleitete sie noch bis zum Gassentor, da sagte der Bürgermeister wir sollten für die Offiziere ein Paket mit Fleisch vorbereiten und beim Rathaus abgeben. Ob Mutter das gemacht hat, entzieht sich meiner Kenntnis. Aber dank meiner Raffinesse, hatten wir unser Schwein behalten. Die hilfsbereiten Nachbarn waren Otto Thieß (Nr. 195) mit seinem Sohn Otto. Lieber Otto, sei herzlich begrüßt und auch auf diesem Wege nochmals vielen Dank. Wir hatten wieder Fleisch zum Essen, das Leben ging weiter.

Doch plötzlich, am 12. Januar abends, kam aus dem Rathaus die Nachricht dass sich alle Mädchen/Frauen von 18-32 J. und Jungen/Männer von 17-40 J. am nächsten Morgen in der Schule melden sollten. Mit Gepäck, etwas Essbarem und Winterkleidung – es geht Richtung Russland zur Arbeit. Liebe Nußbächerinnen und Nußbächer, und alle die meine Zeilen lesen werden – wir warteten auf das Ende des Weltkrieges, der schon 5 Jahre auf dem europäischen Kontinent tobte und nun welch eine Enttäuschung ...

Der 13. Januar 1945 wird in die Geschichte eingehen, als Anfang der Leidenszeit für unser kleines sächsisches Völkchen. Der 17. Januar war für mich der traurigste Tag meines Lebens. An diesem Tag haben sie mich auch erwischt. Die anderen waren schon alle weg, Katharina Petri (Nr. 86) und ich, wir waren das Schlusslicht. Wir wurden auch zu der Baracke zwischen Kronstadt und Petersberg gebracht, von deutschen Soldaten aufgebaut. Dort angekommen, trafen wir noch einige unserer Nußbächer: Peter Foof (Nr. 11), Georg Tontsch (Nr. 60), Martin Schuffert (Nr. 76), Michael Petri (Nr. 115), Johann Foof u. Tochter Hilda (Nr. 119), Dora Tartler (Nr. 141), Susi Barthelmie (Nr. 193), Emmi Thiess (Nr. 201) und Anni Foof (Nr. 207). Wir waren alle froh, zusammen zu sein.

Am 20. Januar hatte ich Besuch. Meine Mutter war mit einem Pferdewagen angekommen und hatte ein Gesuch dabei - von unserem Rathaus ausgestellt – um mich zu befreien. Ich war erst am 17.11.1944 16 Jahre alt geworden. Der Kommandant meinte wir brauchen noch unbedingt eine Unterschrift der Präfektur aus Kronstadt, sonst könnte er nichts machen. Die war aber schon geschlossen und am gleichen Abend wurden wir in Viehwagons eingeladen und weggebracht. So musste ich auch mit. Wir fuhren die ganze Nacht und am nächsten Tag hielten wir am Bahnhof von Adjud an. Es hieß absteigen und wir wurden von den Mädchen/Frauen getrennt. Die kamen in eine Schule und wir Jungen/Männer waren in einem verlassenen Großgrundbesitzerhof untergebracht. Dort blieben wir 2 Tage, danach wurden wir in russische Wagons verladen. In diesen paar Tagen wo wir zusammen waren, haben wir wahre Freundschaften geschlossen. Es waren ja alles Leute aus unseren Nachbarge-

meinden, mit dem gleichen Schicksal. Dabei war auch ein Landsmann aus Wolken-
dorf, Hans Hermannstädter, der Ziehharmonika spielen konnte und wir sangen die
Lieder mit. Er konnte auch ein bisschen russisch, was für uns sehr wichtig war –
letztendlich fuhren wir ja nach Russland. Gelernt hatte er von russischen Gefange-
nen, die bei ihnen in der Wirtschaft mitgeholfen hatten.

Vor der Abfahrt aus Adjud, saßen wir alle in unserem Wagon, außer unserem Dol-
metscher Hans – der war draußen bei den russischen Soldaten. Plötzlich kam er rein
und meinte wir sollen alle, bis auf 4 Mann, aussteigen und mit ihm mitgehen. Unser
Transport bestand aus ca. 40 Wagons, für jeden Wagon sollten wir etwa 15 Scheiter
Holz zusammentragen.

Ungefähr 2 Stunden dauerte die Schufterei. Es war eine wunderschöne Vollmond-
nacht, sehr kalt, aber alle waren schweißgebadet. Als wir in unseren Wagon zurück-
kehrten, empfing uns eine wohltuende Wärme. Unsere Leute hatten den Ofen ange-
heizt. Jeder Wagon hatte einen Blechofen. Bei uns stapelte sich das Holz bis an die
obere Pritsche. Die Arbeit hatte sich gelohnt – schließlich lagen 17 kalte Tage vor
uns. So lange hat die Reise gedauert. Die haben wir mit Kartenspiel, Musizieren und
russisch Lernen verbracht. Ich hatte meinen Platz neben der Lucke – einem kleinen
Fenster. Wir fuhren die ganze Nacht durch. Als ich am Morgen rausschaute, sah
man – soweit das Auge reichte – nur noch den schönen weißen Schnee. Wir befanden
uns in der Süd-Moldau Ebene. Manchmal standen wir auch stundenlang auf irgend-
einem Bahnhof. Da hieß es, wir hätten keine Lokomotive mehr. Das erste Essen
bekamen wir nach einigen Tagen Fahre. Gedünstetes Sauerkraut mit Grütze,
schmeckte aber gut – es war warm aber ohne jegliches Fett oder Fleisch. Als Brot
bekamen wir die ersten Tage Knäcke, getrocknete Schnitte von halbdunkeln We-
cken. Die meisten hatten aber noch Brot von zuhause dabei. Nach ein paar Tagen
gab es den ersten Zucker. Der wurde ehrlich, mit einem kleinen Töpfchen, an jeden
von uns verteilt.

In der Früh wenn wir irgendwo länger hielten, wurden wir heraus gelassen um unse-
re Not zu verrichten. Unser Hauptproblem war das Wasser, wir hatten keine größe-
ren Gefäße dabei. Ich war noch einer der glücklichsten – meine Mutter hatte mir, als
sie mich besuchte, 2 Flaschen Milch mitgebracht. Von zuhause hatte ich auch eine
mitgenommen. Mit 3 Literflaschen war ich der reichste Mann im Viehwagon, unter
den 40-50 Kommilitonen. Ein anderen Vorteil hatte unser Wagon auch wegen dem
lieben Dolmetscher Hans. Als wir rausgelassen wurden, kamen die Soldaten immer
zuerst zu uns, machten die Schiebetür auf und erklärten dem Hans wo wir unser
Wasser holen können. Ich mit meinen 3 Flaschen war immer unter den ersten an der
Leitung, oder am Brunnen. Zuerst wurde satt getrunken, dann fühlte man sich wie
neu geboren. Einmal – wir waren schon in Bassarabien – hielten wir an einer freien
Stelle. Die Soldaten erklärten uns, dass es hier kein Trinkwasser gibt, aber einen
größeren Teich. Wir könnten uns daraus bedienen, aber das Wasser nur gekocht ge-
nießen. Der Teich war zugefroren, es gab aber Löcher – wahrscheinlich von unseren

Vorgängern geschlagen. Das Wasser war ein bisschen gelblich, aber klar. Ich hatte es gekostet und meine 3 Flaschen aufgefüllt. Es wurde dann als Tee getrunken. Obwohl es noch immer nach Moor schmeckte, gab es keine schlimmeren Folgen. So fuhren wir jeden Tag immer ein Stück weiter, in Richtung Osten durch die Ukraine. Wir hatten den Eindruck, es wurde auch immer kälter.



„Zwangverschleppung“ - Bleistiftzeichnung von Julius Stürmer (Quelle [4])

Plötzlich am 6. Februar, gegen Abend, hieß es wir sind in Stalino angekommen. Endstation! Wir sollen unsere Sachen packen, Morgen wird ausgeladen. Am 7. Februar in der Früh, als die Türen geöffnet wurden, stellten wir fest dass 3 Wagons abgekoppelt wurden und wir standen auf einem kleinen Bahnhof – 10 km von unserem Bestimmungsort entfernt. Das Gepäck, das wir nicht tragen könnten, wird mit einem LKW zu unserem Lager gebracht, wurde uns gesagt. Wir hatten es abgeschrieben, dem sind wir nun los – dachte sich ein jeder von uns. Dann gingen wir die 10 km im Gänsemarsch durch den kniehohen Schnee bis zum Lager. Dort empfing uns ein Leutnant, begrüßte uns in deutscher Sprache und hieß uns herzlich Willkommen. Es waren 2 dreistöckige Blocks in einer Umzäunung von 3 m hohem Stacheldraht und mitten im Hof entdeckten wir unser Gepäck, das auch gleich ausgehändigt wurde. Nachher wurden wir in unsere Wohnungen angewiesen, wenn man sie als Wohnungen bezeichnen kann. In jedem Zimmer standen 2 gemauerte Öfen und 2-stöckige Pritschen in 4 Reihen, wenn ich mich gut erinnere. Um die 50 Personen mussten sich diesen Platz teilen. Wir waren nicht die ersten Anwesenden, es waren schon

Schwaben aus Jugoslawien da. Wir haben erst nachher erfahren, dass die ein paar Tage zuvor unsere Pritschen zusammen gezimmert hatten. Denn als wir sie in Besitz nahmen, waren die Bretter noch voll mit Eis. Nachdem wir das Feuer im Ofen machten, fing das Eis an zu schmelzen und es wurde im Zimmer auch richtig warm. Wir bekamen Strohsäcke, aber ohne Stroh und mussten einige Zeit auf einem nicht zu weichen Bett schlafen.

Am nächsten Morgen gab es das erste Essen: eine Messerspitze Schweineschmalz, 3 Essgabel Sauerkraut und $\frac{1}{2}$ Liter Tee (der war immer gut und süß). Nach dem Frühstück gingen wir zum Baden, wir hatten uns ja - seit wir von zuhause weg sind - nicht mehr richtig gewaschen. Und Gäste aus den Viehwagons hatten wir auch mitgebracht, in unseren Kleidern – nämlich Läuse. Im Bad, wo wir dann einmal wöchentlich gingen, gab es eine Entlausungskammer. Dort mussten wir unsere Kleider reinhängen. Die wurden erhitzt, um somit die Viecher zu töten (braten).

Am 3. Tag gingen wir zur Arbeit, in eine Fabrik ungefähr $\frac{1}{2}$ km von unserem Lager entfernt. Wir bekamen Instrumente, wie sie genannt wurden, Schaufel und Pickhacken – von denen wir uns, wie es sich heraus stellte, einige Monate nicht mehr trennen sollten. Es wurde eine Grube nach der anderen rausgehoben, denn der Krieg hatte seine Spuren überall hinterlassen. Es musste wieder aufgebaut werden, was zerstört wurde. Und das alles bei eisiger Kälte.

Noch was zum Essen: wir bekamen in der Früh 800 g Brot, eine Messerspitze Schmalz (wie schon erwähnt), Sauerkraut und Tee. Mittags gab es meistens Krautsuppe (aus demselben Kraut), als 2. Gang wieder Kraut mit einer Art Soße aus gekochtem Schafffleisch, oder Ochsenchwanz. Ab und zu gab es einen Esslöffel amerikanische Fischkonserve. So hielt das Menü über Monate hinweg. Einige unserer älteren Männer hatten am Anfang Doppelbauch und klagten an Magengeschwür zu leiden. Nach mehreren Wochen „Kraut-Kur“, hatten sie keinen Bauch und kein Geschwür mehr, bloß Hunger. Kälte und Hunger waren auf der Tagesordnung.

Das Frühjahr kam spät, aber mit ihm wurde das Leben einigermaßen erträglicher. Die Sonne erwärmte unsere, über den Winter, gefrorene Knochen. Irgendwann im August kam unser Dolmetscher - ein Herr Eitel aus der Hermannstädter Gegend – und fragte wer von uns Mähen könnte, er bräuchte 12 Leute um Heu zu machen. Mit meinem Bettnachbarn (Martin Schuffert, Nr. 76) und den anderen – wir waren ein gemischter Haufen – fuhren wir hinaus aufs Feld. Ein Kolchos, etwa 80 km entfernt. Als wir ankamen zeigte uns der Brigadier, zugleich auch Koch, wo wir arbeiten sollten. Es war eine hügelige Gegend und soweit das Auge reicht, schönes hohes Gras. In einer Vertiefung schlängelte sich ein kleiner Bach durch das Schilf. Unweit davon schlugen wir ein Zelt auf, in dem wir dann alle Unterkunft fanden. Aufgrund meiner erlernten Sprachkenntnisse, wurde ich am zweiten von unserem Brigadier zum Dolmetscher ernannt.

Wir arbeiteten mit Lust. Saubere Luft, heiße Sonne und Wasser zum Baden – hatten wir reichlich. Unser Koch bereitete uns 3 Mal täglich einen Eimer voll Grütze vor,

mit Konserven-Fett – hatte einen guten Geschmack und alle waren froh, wenigstens für einige Zeit (3 Wochen) dem Lager entkommen zu sein. Jede Woche kam ein Lastwagen mit etwas Proviant und den luden wir dann voll mit Heu für die Rückfahrt. Die Fabrik hatte ein paar Pferde, für die war das Futter bestimmt. Mittags hatten wir 3 Stunden Pause, wegen der großen Hitze. Die nutzen wir Jugendliche (5 an der Zahl) zum Baden und Krebse fangen. Im Bach gab's die reichlich, wir fingen sie mit der Hand und konnten jeden Tag ein Eimer voll kochen und als Nachtisch verzehren.

In 2 km Entfernung gab es eine Sauerkirsch-Plantage (Weichseln), ca. 150 Bäume unbewacht in dieser verlassenem Gegend. Ich lief fast jeden Tag hin und brachte einen Kübel voll für die Rest der Mannschaft mit. Ich selber brauchte keine mehr, hatte sie schon im Bauch. Soweit die Erinnerungen bis August 1945.

Als wir nach 3 Wochen wieder in unser Lager zurückkehrten, erlebten wir eine Überraschung. Der Lastwagen hatte sich verspätet, bis wir das Zelt abgetragen und den Laster mit Heu beladen hatten, kamen wir erst in der Nacht gegen 12 Uhr an. Unsere Zimmer waren menschenleer. Den Grund erfuhren wir als wir das Licht einschalteten. Um die elektrische Birne staute sich eine Armee neuer Gäste. Es waren Wanzen, die sich während unserer Abwesenheit - durch die ewige Hitze - so vermehrt hatten, dass unsere Leidgenossen das Zimmer verlassen hatten und im Hof auf Strohsäcken übernachteten. Wir mussten uns auch zu ihnen gesellen, es blieb uns nichts anderes übrig.

Glücklicher Weise gab es in den Sommermonaten kaum Regen, so konnten wir noch einige Zeit unter freiem Himmel schlafen.

Im Herbst bekamen wir dann aus Eisenrohren gefertigte Betten, womit das Leben etwas erträglicher wurde. Ich muss wieder etwas zurückgreifen. Nach der Rückkehr vom Heu machen, erlernten wir alle das Maurerhandwerk. Es wurde eine neue Fabrikhalle gebaut und wir arbeiteten dort als Maurer.

Als der Winter eintraf, stand die Halle und eines schönen Tages passierte etwas Unerwartetes für uns. Wir waren wieder zu unserem wöchentlichen Baden gegangen. Die Kleider mussten wir wie gewohnt in die Hitzekabine hängen, um etwaigen Parasiten los zu werden. Da drang auf einmal Rauch durch die Ritzen. Als wir die Tür aufmachten, kam uns eine Stichflamme entgegen und mussten leider zusehen wie unsere Kleider verbrannten. Die 300 m bis zu unserem Lager mussten wir halbnackt, Schuhe hatten wir ja noch, zurücklegen. Die Fabrik hatte keine Kleidung, so blieben wir über die Wintermonate im Lager. Das Essen bekamen wir wie die anderen (die arbeiten mussten) auch, aber verbrachten unseren „Zwangsururlaub“ in der warmen Stube. Erst Ende März bekamen wir andere Kleider und das geregelte Leben ging wieder los.

Am anderen Ende der Stadt wurde eine neue Fabrikhalle geplant und so fuhren sie uns jeden Morgen mit einem LKW zur Arbeit, ungefähr 10 km weit. Im Frühjahr

wurde in der Nähe ein neues Zeltlager, für diejenigen die dort arbeiteten, aufgebaut - deutsche Feldlazarette mit Bretterfußboden. So verging auch der Sommer 1946, mit der Hoffnung die man uns immer machte: „skoro damoi“ (bald nach Hause). Ich hatte mir an einem Finger eine kleine Verletzung zugezogen. Am nächsten Tag kam einer der Fabrik-Chefs und suchte 2 Leute für die Überwachung des Baumaterials und des Werkzeuges auf der Baustelle. Mein Bett Nachbar war auch verletzt, so meldeten wir uns beide und arbeiteten bis in den Herbst hinein als Nachtwächter. In der Früh kehrten wir wieder in zurück und konnten noch den schönen Sommer genießen.

Jetzt nahte aber schon langsam der Winter, wir schliefen noch immer in den Zelten. Es war Oktober und jeder von uns brachte so gut es ging von der Arbeit ein Stück Holz oder Kohle mit, aber in der Früh war es drinnen genau so kalt wie draußen. Um im Winter nicht im Bett zu erfrieren, hatten wir beide – mein Nachtwächter Kollege (Michael Huter, ein Schwabe aus Jugoslawien) und ich - entschlossen, uns ein Winterquartier zu suchen. So hauten wir am 13. Oktober 1946 aus dem Lager ab.

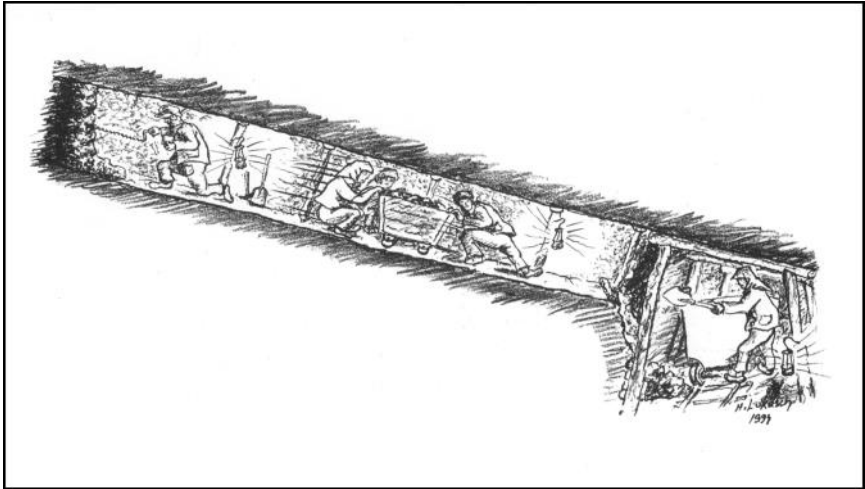
Nach einem misslungenen Versuch per Bahn nach Hause zu gelangen, gingen wir dann freiwillig in ein anderes Lager. Die nahmen uns an und wir mussten nicht mehr ins Zeltlager zurückkehren. Die Arbeit war sehr hart, aber wir schliefen in einem warmen Bett. Allmählich wurde es besser, wir arbeiteten in Akkord und verdienten schönes Geld. Und wenn man Geld hat, kann man sich auch einiges leisten.

Ich weiß es nicht mehr genau, war es 1947 oder 1948, ich ging eines Tages zum Basar um eine Flasche Öl zu kaufen. Es stand eine Frau da, mit einer Flasche Öl in der Hand. Als ich fragen wollte was es kostet, stutzte ich ein wenig – das Gesicht kam mir bekannt vor. Sie verlangte 7 Rubel, ich gab ihr 8. Drehte mich schnell um und hörte noch als sie zu ihrer Freundin sagte: „Du Hilda, ich habe unser Öl verkauft. Habe 7 Rubel verlangt und 8 bekommen.“ Darauf antwortete ich ihnen auf sächsisch zurück. Welch eine Wiedersehensfreude! Die beiden waren Anni Foof (Nr. 207) und Hilda Foof (Nr. 119). Sie waren unweit von unserem Lager untergebracht und arbeiteten in der unmittelbaren Gegend, zusammen mit Dora Tartler (Nr. 141) und Emmi Thiess (Nr. 201). Hallo ihr beiden?

Ich habe sie dann ab und zu besucht, die Freude war immer Riesen groß. Wir waren über 800 Leute in unserem Lager, das Leben war besser geworden und jeder bekam Geld für die geleistete Arbeit. So beschlossen wir, mit Bewilligung der Lagerleitung, ein Akkordeon zu kaufen. Jeder steuerte ein paar Rubel bei, so dass es letztendlich auch noch für eine Klarinette reichte. Musikanten hatten wir auch gefunden, solche die schon in der Heimat in irgendeiner Blaskapelle mitgespielt hatten. Wir hatten eine schöne Tanzfläche hergerichtet, wo sich dann alle beteiligen konnten – als Tänzer oder Publikum.

Es war eine kurze, aber schöne Zeit und erleichterte uns, wie sich später herausstellte, den Heimweh. Viele der Jugendlichen hatten Freundschaften geschlossen und später (nach der Rückkehr) den Bund der Ehe eingegangen.

Im Nov./Dez. 1949 erfüllte sich endlich (nach 5 Jahren) der Traum von „skoro damoi“ und wir konnten unser geliebtes Nußbach, unsere Eltern, Geschwister und Bekannte wiedersehen.



Kohlengrube in Nikanor – Zeichnung von Heinrich Lukesch, Heldsdorf (Quelle [2])

Jenen unter uns, denen es nicht beschert war dieses Glück des Wiedersehens mit zu erleben, möge der liebe Gott seinen seligen Frieden schenken, dort in fremder Erde!

Wir sind nach 60 Jahren, bei unserem letzten HOG-Treffen 2005 in Baldigen, geehrt worden. Dafür nochmals vielen Dank. Wir waren nur 6 Zeitzeugen anwesend, von ehemals 136 nach Rußland deportierten Nußbächer. Ich hatte mir mehr bekannte Gesichter zu sehen erhofft, nur ist es mal so – wir werden immer älter und der Senzenmann ist auch ständig auf der Suche nach neuen Opfern. Aber so lange es euch erlaubt ist, kommt zu unseren Treffen – auch der jüngeren Generation zur Liebe.

Erinnerungen an eine bittere Zeit ...

Von Emma Teutsch, geb. Thiess

Am 13. Januar 1945, nachdem der erste Transport von Frauen und Männern Nußbach verlassen hatte und die anderen Rekrutierten noch im Turnsaal der Schule ausweiteten, kam der alte Bodeanu (Opa von Martha und Hans Bodeanu) zu meiner Mutter und kündigte ihr leise an, dass er mich heimlich von der Liste gestrichen hatte - streng genommen, wäre ich erst 17 Jahre alt und die Familie hätte schon genug Leid überstehen müssen. Von 4 Töchtern war nur noch ich am Leben. Meine 3 Schwestern waren an damals nur schwer heilbaren Kinderkrankheiten verstorben (Rosa 9J., Anna 3J., Hildegard 5J. alt). Er empfahl uns die Schule beim hinteren Ausgang zu verlassen, damit wir nicht von den Russen aufgespürt werden.

Die Freude hielt leider nicht lange. In der Nacht zum 15. Januar klopfte man an das Tor. Als mein Vater nachschaute, stand dort ein Rumäne aus dem Ort in Begleitung eines russischen Offiziers. Ich sollte mich schnell fertig machen, hieß der Befehl, in 30 Minuten wären sie wieder zurück. Meine Mutter holte mich aus dem Bett, packte was zum Essen in eine Tasche, dazu noch ein paar Kleidungsstücke und schon standen die Beiden vor dem Haus. Sie hatten noch Paula Franz (Nr. 4/4) und Andreas Jobi (Nr. 327/262) abgeholt. Wir wurden zur Schule geführt. Dort waren noch weitere Nußbacher Taschen versammelt worden: Katharina Petri (Nr. 93/85), Dora Tartler (Nr. 156/141), Anna Foof (Nr. 266/207), Katharina und Susanna Barthelmie (Nr. 252/193), Georg Tontsch (Nr. 68/60), Karl Lienerth (Nr. 126/112), Georg Petri (Nr. 177/156) ...

Irgendwann, im Laufe des Vormittags, wurden wir auf einen Pritschen-Lkw verfrachtet. Kaum hatten wir uns von den Eltern verabschiedet, fuhr dieser schon los. Ich konnte noch sehen wie meine Mutter zusammen brach und am Boden liegen blieb. Mit dieser Ungewissheit, ob sie nun tot ist oder doch noch am Leben, erreichten wir die sogenannte Sammelstelle in Petersberg. In einem großen Hof, mit Stacheldraht umzäunt, befand sich die Turnhalle der dortigen Schule. Aus ganz Burzenland wurden dort Leute untergebracht. Susanna Barthelmie hatte sich als Köchin gemeldet. Ein Glücksfall für uns Nußbacher, wir hatten zumindest was zum Essen.

Es war eine furchtbare Zeit, die ich dort überstehen musste. Mich erreichte keine Nachricht von Zuhause. Ich wusste immer noch nicht, was mit meiner Mutter geschehen ist. Erst nach 5 Tagen brachte mich ein russischer Soldat zur Pforte. Die Freude war riesengroß, als ich sie dort stehen sah. Wir konnten uns nicht einmal umarmen. Meine Mutter stand draußen auf der Straße, ich musste im Hof hinter dem Stacheldrahtzaun bleiben. Sie hatte mir Dosen mit eingemachtem Schweinefleisch und Wurst mitgebracht, selbst gebackenes Brot, sowie zwei gepolsterte Bettdecken. Wir konnten uns nur kurz unterhalten, der Soldat schickte sie weg und brachte mich wieder zurück in die Turnhalle. Wir blieben 2 Wochen in Petersberg, bis uns dann ein Lkw nach Kronstadt zum Bahnhof brachte. Dort wurden wir in Viehwaggons

verfrachtet. Ein Loch im Boden sollte als Toilette dienen, für den weiten Weg nach Russland. Als Blickschutz hängten wir Decken drüber, letztendlich waren wir ja zusammen mit Männern auf engstem Raum.

Mit Dora Tartler hatten wir eine Ecke gefunden und konnten uns mit den mitgebrachten Bettdecken einen Schlafplatz einrichten. Dabei fiel uns eine Frau auf, die ohne jegliches Gepäck auf dem Boden saß. Sie komme aus Zărnești, gab sie uns zu verstehen. Beim ersten Halt, mitten auf einem verschneiten Feld nahe dem Fluss Siret, durften wir uns mehrere Stunden im Freien bewegen. Plötzlich hörten wir Schüsse und es brach große Hektik aus. Die russischen Soldaten trieben uns zurück in die Waggons. Es hieß, dass einige diesen Aufenthalt genutzt hätten, um zu entfliehen. Wir sahen die Frau aus Zărnești nie mehr wieder. Keiner von uns wusste was mit ihr passiert war. Dieser Zwischenfall hatte aber dazu geführt, dass wir bei den folgenden Halts die Waggons nicht mehr verlassen durften.

Nach fast 3 Wochen Fahrt erreichten wir Makeevka, unser Zielort. Im Tiefschnee, bis über den Knien, mussten wir mit unserem ganzen Gepäck zum Lager marschieren. Ich hatte Glück mit Georg Tontsch, der mir ein paar Sachen abnahm und bis zum Lagereingang brachte. Dort wurden wir auf verschiedene Baracken verteilt. Ich blieb mit Dora Tartler zusammen. In den nächsten Tagen konnten wir uns die Arbeit aussuchen: unter Tage im Kohlebergwerk, oder draußen beim Bau. Obwohl ein strenger Winter herrschte, entschied ich mich für den Bau. Mit Mörtel und Steine tragen, habe ich im Makeevka 2 Jahre meines Lagerlebens verbracht.



Lager 1022 Makeevka - Zeichnung von Willy Winter, Hermannstadt (Quelle [2])

Nachdem wir nun glaubten, die schwerste Zeit hinter uns gebracht zu haben, kam der Befehl zum Umzug in ein anderes Lager. Wir wurden nach Trudovskaja gebracht.

Eine Barackensiedlung mitten in einem riesigen Feld, ohne Wasserversorgung (dieses mussten wir kilometerweit in Flaschen und Behälter selber holen), von Läusen und Flöhen befallen. Das Ungeziefer hatte ich erst einigermaßen im Griff, nachdem ich meine mitgebrachten Bettdecken im Hof verbrannte und von einer alten Russin eine einfache Tagesdecke bekam. Mit Feldarbeiten verging wieder ein Jahr.

Danach brachte man uns in das Lager Stalino. Dort hatten wir es, im Vergleich zu Makeevka und Trudovskaja, etwas leichter. Es gab mehr Freiheit, wir verdienten beim Bau mehr Geld und konnten damit im nahe gelegenen Basar einkaufen. Hier trafen wir auf weitere Nußbächer, wie Mathias Bolesch (Nr. 255/196), der uns öfters besuchte. Zusammen mit Dora Tartler durfte ich häufig in der Küche mithelfen, wo Hans Thiess (Gastwirt aus Rothbach) als Hilfskoch arbeitete. Irgendwann bekamen wir alle Zutrittsverbot, weil eine Banaterin in Abwesenheit der Kantinenchefin (einer Russin) den Topf mit dem fertigen Essen vom Küchenherd geklaut hatte.

Nach 2 Jahren in Stalino, kehrte ich Ende 1949 endlich wieder Heim. Ein Zug brachte uns nach Kronstadt und von dort fuhr ich mit der Arbeiterbahn (cursă) nach Nußbach. Zuhause angekommen, erwartete mich eine weitere Überraschung. Auf mein Klopfen an den Rolladen, kam ein mir unbekannter Mann ans Fenster und fragte auf Rumänisch wer ich sei. Nach dem ich ihm klar machte, dass ich die Tochter der Hauseigentümer bin, gab er sich selbst als Eigentümer (stăpîn) aus und meinte, meine Eltern würden in der Sommerküche wohnen. Daraufhin kam auch schon meine Mutter ans Tor und als sie mich sah, wäre sie fast wieder umgekippt. Die Freude mich wieder zu sehen war riesengroß und sie klärte mich auf, dass kurz nach meiner Deportierung alle Sachsen enteignet wurden und rumänische Kolonisten aus dem Buzău in die sächsischen Häuser eingezogen wären. Von alledem hatte ich nichts mitbekommen, weil wir über die ganzen 5 Jahre meiner Deportierung keinen Briefkontakt hatten.

Ich konnte mich nur für kurze Zeit von meinen Strapazen erholen, musste mir dann - weil es uns nicht so gut ging, die ganze Bauernwirtschaft war in unerfahrenen fremden Händen - eine Arbeit suchen. In Kronstadt wurde ich fündig und arbeitete eine Zeitlang zusammen mit Gerda Leonhardt in der „Strungul“-Kantine (früher „Brüder Schiel“-Werk, später „Hidromecanica“) und pendelte mit dem Zug jeden Tag die 30 Km hin und wieder zurück.

Zeilen gegen das Vergessen

Von Martha Boltres, geb. Bolesch

Der traurigste Lebensabschnitt begann für mich am 13. Januar 1945. Ich war damals 18 Jahre und 7 Monate alt. Mein 6 Jahre älterer Bruder war im Herbst 1944 aus einem Krankenhaus in Craiova mit einem Nervenzusammenbruch nach Hause gekommen. Meine Eltern mussten ihn abholen. Er benötigte Ruhe, Schlaf und gutes Essen, damit seine Nerven etwas zu Ruhe kamen. Erst später, etwa Ende November war's soweit, dass er uns erzählen konnte, was passiert war. Am 23. August 1944, als Rumänien plötzlich den Freundschaftsbund mit Deutschland abgebrochen hatte und sich zu Rußland und den Alliierten Staaten bekannte, mußte seine Einheit ganz schnell die Halbinsel Krim räumen. Bei Sevastopol im Hafen wurden sämtliche rumänische Einheiten in kleine Boote und Schiffe zusammen gedrängt und übers Schwarze Meer nach Konstanz gebracht. Doch die amerikanischen Flugzeuge schossen auf die Schiffe und Boote, so dass auch viele im Schwarzen Meer ihre letzte Ruhe fanden. Mein Bruder bekam einen Splitter im Rücken ab und zugleich einen Nervenzusammenbruch. Aus Konstanz wurden die Verwundeten und Kranken nach Craiova ins Krankenhaus gebracht. Er konnte dort aber nicht sagen, wer er war und von wo oder welcher Einheit er angehörte. Sämtliche Sachen mussten beim Besteigen der Boote ins Meer geworfen werden, es war nur Platz für die zusammengepferchten Soldaten. Seine Nerven erholten sich auch nie wieder ganz von den traumatischen Ereignissen.

Dann am 13. Januar wurden wir beide mit vielen anderen Frauen, Männer und Jugendliche zwischen 16 und 45 Jahren nach Rußland zur Zwangsarbeit verschleppt. Das war für unser ganzes Sachsendvolk und die Banater Schwaben der Anfang von großem Leid. Viele Tränen und Herzeleid hatten auch unsere lieben Eltern. Wir wußten alle nicht, ob wir uns nochmals wiedersehen werden.

Weihnachten 1944 war die letzte Weihnacht in unserem Elternhaus gewesen. Schon vor Weihnachten sahen wir viele Züge an Nußbach mit unschuldigen Leuten vorbeirollen. Wir kamen dann erst am 13. Januar an die Reihe. Unsere rumänischen Behörden hatten von Bukarest strenge Befehle erhalten, alle Deutschen zu verständigen. Mein Vater ging schweigend ein und aus. Er wusste genau, was uns bevorstand. Meine liebe gute Mutter packte mit Tränen in den Augen jedem einen Holzkoffer und Rucksack. Wir durften nur Lebensmittel und warme Kleidung mitnehmen. Großmutter lag im Bett, war schwach und krank und weinte. Sie ist dann nach einem Jahr mit 85 Jahren gestorben.

Um 6 Uhr früh war es dann soweit, rumänische und russische Posten liefen die Gassen auf und ab. Vater begleitete uns bis zur Schule, wo die Sammelstelle war. Mutter kniete hinter dem Tor mit Tränen und Gebet für uns. 8 Uhr kamen die Russen mit Lastautos und abgezählt mußten wir aufsteigen. Auf der Straße winkten Kinder ihren Eltern zum letzten Mal zu.

In Kronstadt auf dem Güterbahnhof standen leere Viehwagens, in die wir vom Lastauto über ein Brett laufend, gleich einsteigen mussten. Leere Holzpritschen standen auf beiden Seiten für Frauen und Männer, in der Mitte ein Blechofen und ein paar Holzstücke daneben. Wir legten die warme Decke und den Mantel auf die kalten Bretter, Koffer und Rucksack auch dazu. Die Männer hatten zum Glück eine kleine Axt mit dabei, so dass die Holzstücke ofengerecht gespalten wurden. Es war kalt draußen. Durch die kleinen Gucklöcher sahen wir die weinenden Leute draußen. Die Türen wurden zugeschoben, es war dunkel im Wagon. So wie wir hatten auch andere Leidensgenossen eine oder zwei Kerzen und Streichhölzer mitgebracht. Nun standen wir noch bis zum Einbruch der Dunkelheit in Kronstadt auf dem Güterbahnhof. Erst bei Dunkelheit bekamen wir einen Ruck und der Zug mit vielen Wagens kam ins Rollen.

Am Predeal hinauf, kalt und dunkel, saßen wir aneinander gedrängt auf den kalten Brettern. Dort hielt der Zug ganz kurz und die Posten öffneten die Schiebetür nur einen kleinen Spalt und standen mit aufgefplanten Gewehren davor. Wer Wasser holen konnte, hatte Glück denn bald ging's weiter bis Ploiesti. Auch dort durften 2 bis 3 Männer Wasser holen. In unserem Wagon hatte zum Glück der Eberle Hans eine kleine Axt mit dabei. Er hackte in einer Ecke des Wagens ein Loch, damit wir unsere liebe Notdurft der Reihe nach verrichten konnten. Erst schämten wir Mädchen uns vor den Männern, doch dann hielten wir zu zweit eine Decke davor. Der Zug wackelte und ruckte ganz schlimm. So fiel ein älterer Mann mit nacktem Po auf das Loch und ein Holzspan verletzte ihn. Ein guter Freund musste zu Hilfe kommen und ihm den blutigen Holzspan herausziehen. Es gab aber kein Lachen nur Trauer und Tränen.

Im Dunkeln ging es weiter von Ploiesti bis Focsani. Auch dort hielt der Zug nur kurz und 2 Männer konnten Wasser in die Flaschen füllen. Am dritten Tag erreichten wir Iasi. Dort standen schon die großen russischen Viehwagens bereit. Es dauerte aber 2 Tage bis alle an die Reihe kamen. Unter Bewachung der Posten mit aufgefplanten Gewehren trugen wir unser Gepäck in die anderen eisigen Wagens hinüber. Füße und Hände waren gefroren, ebenso das kalte Essen aus dem Rucksack. Auch dort waren Bretter, wo wir uns hinsetzen konnten, denn wegen dem Holz und Ofen in der Mitte war wenig Platz zum stehen. In diesem großen Wagon waren wir dann noch mehr Frauen und Männer zusammengedrängt.

Wo wird unsere Reise hingehen? Das fragten wir uns. Nach Sibirien? Die Männer rauchten vor Ungeduld viele Zigaretten. Die Luft war dick und auch der armselige Ofen gab wenig Wärme, nur Gestank. Als wir dann die Grenze nach Rußland überschritten hatten, öffneten sie die große Schiebetür und wir mussten alle hinaus auf Toilette in eine große schneebedeckte Landfläche. Ringsherum standen Posten mit aufgefplanten Gewehren. Es war peinlich, wir schämten uns allen den nackten Po zu zeigen. So etwas hatten wir noch nie erlebt. Aber was konnten wir auch machen? Ohne zu murren geschah alles und wir stiegen wieder in die Wagens. Das wurde dann jeden Tag einmal wiederholt.

Und endlich kriegten wir in den Wagon einen Eimer Kascha (Graupenbrei). Jeder bekam in sein mitgebrachtes Tellerchen eine Portion. Es schmeckte uns nicht, aber es war etwas Warmes.

In diesen 15 Tagen der Reise im Wagon wurden die Kleider, Schuhe und der warme Mantel nie ausgezogen. So saßen und so schliefen wir tagelang bis an einem sonnigen aber kalten Tag, am 28 Januar der Zug stehen blieb. Alle raus, hieß es und im Schnee ging es den Berg hinauf zum Lager Parkomuna im Donezbecken. Ein großes leeres Haus stand für uns bereit. Auch hier fanden wir Pritschen, kalte Bretter, wo wir unsere Habseligkeiten drauf legten. Wir bekamen heißen Tee und Hleba (Brot) zum Abendessen. In der Früh dasselbe. Zum Glück waren im Rucksack noch Vorräte, in Dosen gebratenes Schweinefleisch und Marmelade. Auch etwas Würfelzucker, wir gingen sparsam damit um. Doch eines Tages war alles leer. Wir aßen nun mit großem Hunger die Hirsesuppe mit grünen Tomaten und Gurken und auch den Graupenbrei schlangen wir hastig hinunter. Die Tomaten und Gurken waren in einem großen Silo im vergangenen Herbst eingesalzen worden. Das Brot wurde einige Kilometer weit aus einer Bäckerei geholt. Doch wir kriegten nur eine kleine Portion, 600 Gramm, weil wir noch nicht zur Arbeit eingeteilt waren.

Aus allen Gemeinden des Burzenlandes waren wir hier in diesem großen Lager zusammen. Offiziere und Wachtposten hatten ihre eigenen Wohnungen. Mit 3 Reihen Stacheldraht und in jeder Ecke ein Hochsitz mit russischen Posten mit schussbereiten Gewehren. Wir wären auch nicht fortgelaufen im kalten Winter und dickem Schnee. Ein großer Teil der Leute wurde zur Schachtarbeit zugeteilt. Aber es waren zu viele da, deshalb mussten wir im Februar durch Schnee und Eis etwa 20 km weiterwandern bis nach Nikanor. Unser Gepäck brachte uns das klapprige alte Lagerauto, wobei einige Sachen wohl heruntergefallen sind oder gestohlen wurden. Zum Beispiel von meiner Nußbacher Freundin Emmi Schneider kam kein Koffer mehr an. Bei der großen Kälte hatte sie nun nur noch das, was sie am Leibe trug.

Im Lager am Abend müde angekommen, legten wir die Decke auf die leeren Bretter (Pritschen) und schliefen fest aneinandergedrängt ein. In der Früh nach dem Tee und Brot kam der Befehl einen leeren Strohsack zu nehmen und wir wanderten 2 km weit bis zu einer Kolchose (Staatsfarm), wo ein großer Haufen Stroh mit Schnee bedeckt lag. Die Männer machten schnell große Löcher schneefrei und jeder füllte sich seinen Sack mit Stroh. Es gab auch kein Wasser im Lager zum Waschen. Wir nahmen Holztröge und gingen unter Bewachung bis zum Brunnen hinaus aus dem Lager. Auch dieses Lager war mit 3 Reihen Stacheldraht umgeben. In den 4 Ecken hoch über dem Lagergelände saßen die Wachtposten mit Gewehren.

Die erste Arbeitsstelle die uns zugeteilt wurde, war der Steinbruch. Wir schleppten die nassen kalten Steine vom Berg herunter zu den Lastwagen, die sie zu einer Baustelle brachten. Anfang März kam nochmal viel Schnee und die Wege zum Schacht waren mit meterhohem Schnee verschneit. So hohe Schneeberge hatten wir in der Heimat nie erlebt. Wir wurden aus dem Lager mit Schaufeln hinausgetrieben, um die

Wege frei zu machen. Die Posten standen hinter uns mit Gewehr und lautem Rufen: „Dawei, dawei, rabota“ ... (los, los, arbeiten).

Am nächsten Tag ging es zum Güterbahnhof, um Kohlen einzuladen. Die Laster brachten die Kohle vom Schacht und kippten sie in große Haufen aufs Bahnhofsgelände. Wir mussten sie mit kleinen hölzernen Tragebahren in die Wagons bringen. Der Chef (Natschalnik) stand hinter uns und schrie uns an, wenn wir manchmal müde ein wenig ausruhen wollten. Acht Stunden am Tag in der Kälte nur „Dawei, dawei, rabota“. Wie die Ameisen so liefen wir hin und her, damit wir die vorgegebene Arbeitsnorm erfüllen konnten.



Martha Bolesch im Lager Nikanor

Es gab Tage wo keine Wagons zu befüllen waren, dann mussten wir lange Baumstämme vom Güterbahnhof ins Sägewerk schleppen, immer 4 bis 6 Frauen an einem solchen Holzklotz. Wie oft mit Tränen in den Augen, taten uns die Schulterknochen weh, doch der Posten hinter uns schrie und drohte mit russischen Schimpfwörtern. Waren dann die 8 Stunden vorbei, so durften man eine Kohle oder ein kleines Stück Holz in der Hand mit ins Lager nehmen. Denn im Zimmer, wo wir auf Holzpritschen übereinander schliefen, gab es einen Ofen, doch das Heizmaterial mussten wir uns selbst beschaffen. Für die Lagerküche wurde Kohle gebracht. Das reichte aber nicht

für die vielen Zimmer zum Heizen. In unserem Zimmer waren wir 24 Frauen die in 4 großen Eisengestell-Reihen jeweils 2 unten, 2 in der Mitte und 2 oben an der Decke schliefen. Dann gab es noch einen Ofen, einen ganz kleinen Tisch und einen Stuhl sowie einen Eimer, den wir für die Nachttoilette nutzten. Der Raum hatte 2 Fenster, doch das eine Fensterglas war ganz verklebt, so dass wir nur durch das 25 x 25 cm kleine Fenster etwas frische Luft bekamen. Wir mussten auch die Türe zum Ausgang öffnen, um nicht zu ersticken. Unsere Habseligkeit, der Koffer war unten am Boden, der Rucksack und kleine Holzlädchen fürs Brot waren am Kopfende. Der Strohsack, meine Decke und der Mantel waren die Bettgarnitur. Kopfkissen waren die Sachen, die am Abend ausgezogen wurden. Wir bekamen ganz primitive Arbeitskleidung: Hose, Jacke und Galoschen. Deshalb mussten wir wieder Kleidungsstücke aus dem Koffer als „Fußtücher“ über unsere Socken wickeln, denn die Galoschen waren kalt. Mit Spagat banden wir sie fest an die Füße.

Durch die erbärmliche Hygiene kamen dann Läuse und Wanzen noch dazu. Auch Ratten liefen oft durch die offenen Türen herein, diese waren unter der Küche in großer Anzahl vorhanden. In der großen Küche für die vielen Leute, gab es einen mächtigen Kessel. Da kam allerlei hinein: Wasser, Hirse, grüne Tomaten und Gurken aus dem großen Silo im Lagerhof, auch etwas Öl und Knochenabfälle. Das Fleisch von den Knochen ging an die Kantine der Russen, denn Offiziere und Wachtposten hatten neben dem Lager ihre eigene Küche und Kantine.

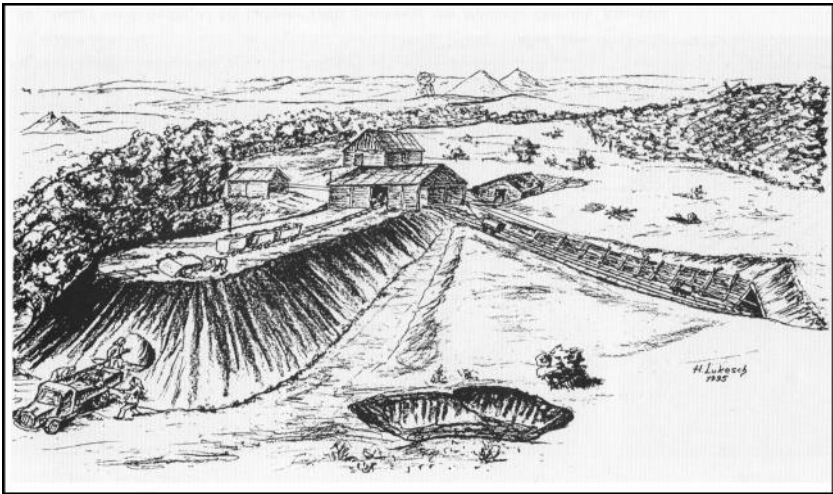
Das tägliche Brot mussten Männer von einer Bäckerei, einige Kilometer weit entfernt, auf einem wackligen Wagen ins Lager bringen. Eine Russin teilte dann jedem seine Portion zu. Die Schwerarbeiter im Schacht bekamen 1.200 Gramm pro Tag. Wir bekamen 1.000 Gramm und die Leichtarbeiter nur 700-800 Gramm. Doch das schwarze Brot war nicht ausgebacken sondern nass und schwer. Zum Hungerstillen schmeckte es jedoch gut, wir hätten gerne auch mehr vertragen. Wir mussten es auf 3 Mahlzeiten verteilen. Der Tee in der Früh mit einem Löffel voll Graupenbrei war wenig. Eine dünne Hirsesuppe mit eingesalzenen grünen Gurken und grünen Tomaten und eine kleine Portion Graupenbrei war unser tägliches Menü. Am Abend manchmal kleine Fischchen oder ein Esslöffel Öl mit einem Esslöffel Zucker oder Graupenbrei.

Wenn wir unseren freien Tag hatten, durften wir hinaus auf den Basar. Die Russen gaben uns kein Geld – es würde für unsere Arbeit nicht reichen. Am Anfang hatten wir noch einige Wertsachen: Goldringe, Armbanduhren, seidene Strümpfe, Lederstiefel, Halsketten usw. konnten wir in Rubel umtauschen, um dann Lebensmittel zu kaufen. Am Basar kauften wir uns gelegentlich für 2 Rubel ein Glas Joghurt (Sakwaska) und wenn's Geld reichte einen Maisbrei-Fladen (Pirischki), der im Öl gebacken war – wie zu Hause die Pfannkuchen. Das war ein Festessen! Aber der „Pirischki“ kostete 5 Rubel – deshalb teilte wir uns den mit meinem Bruder.

Im Lagerhof ganz hinten gab es einen großen Graben. Über diesen mussten unsere Männer Holzgestelle aufbauen für Toiletten. Eine Bretterwand trennte die Plätze für

Männer und Frauen. So unter freiem Himmel, ob's regnete oder schneite, musste man alle Scham vergessen und die liebe Not verrichten. Nach einiger Zeit wurde im Lagerhof auch ein primitives Bad und eine „Entlausung“ gebaut.

Einen freien Sonntag gab es nicht – jede und jeder hatte einen freien Tag pro Woche von seiner alltäglichen Arbeit. Aber dann wurden die Männer an ihrem freien Schachttag ständig zu irgendwelchen Arbeiten gezwungen. Und wir Frauen mussten in der Offizier-Kantine putzen, zum Beispiel den Fußboden mit Messerrücken sauber kratzen, denn Scheuerbürsten gab es nicht. Es blieb dann noch etwas Zeit um die eigenen Sachen zu waschen. Die Wäscheleine war der Stacheldraht, der das Lager umgab. Eine Krankenbaracke wurde auch gebaut, wo der Arzt die sehr Kranken untersuchte.



Kohlenhalde und Grubeneingang: 10er-Schacht in Nikanor - Zeichnung von Heinrich Lukesch, Heldsdorf (Quelle [2])

Viele waren schon im ersten Jahr so schwach und arbeitsunfähig geworden, dass ein Rücktransport zusammengestellt wurde, um sie in die Ostzone zurückzuschicken. In Frankfurt an der Oder war das Lager, doch bis dorthin sind schon viele in Elend gestorben. Auch unser Onkel Martin Boltres aus Neustadt ist dort, schwach und unterernährt angekommen. Er hat sich dann bis nach Thüringen durchgeschlagen und wurde dort in Arnstadt mit seiner später aus Neustadt nachgereisten Familie sesshaft.

Wir waren immer traurig, wenn ein Krankentransport Arbeitsunfähige wegbrachte. So erging es auch Jobi Tenni, die schwanger dorthin abgeschoben wurde. Sie hat am 20. Oktober 1946 ihre Tochter Karin entbunden und viel Not und Elend erlebt. Für ihr tägliches Brot musste sie hart arbeiten. Die Ostzone war auch nach dem Krieg ein Jammerhaufen. Erst nach 6 Jahren ist sie mit großer Mühe mit dem Kind wieder nach Kronstadt gelangt.

Mit meinen Freundinnen Anni Petri, Martha Preidt (Barthelmie) und Anni Streitfert (Barthelmie) waren wir eine gute Brigade beim Kohl laden vor dem Schacht. Aus dem Stollen unten wurde die Kohle in kleinen Wagons heraufgebracht und wir mussten mit der Schaufel und viel Kraft die 3 Tonnen-Lastwagen beladen, die zum Verladebahnhof fuhren. Dort wurde die Kohle im Bunker mit Förderband in die großen Eisenbahnwagons gefüllt. Bei dieser schweren Arbeit verdienten wir etwas mehr und kriegten auch eine größere Portion Brot.

Mein Bruder Michael arbeitete im Schacht, wo er Wagons mit Kohle beladen und zur Platte schieben musste. Von der Platte unten gab es die Seilbahn (Libiotka). Die zog die Wagons herauf aus dem dunkeln Schacht. Michael war nicht lange bei uns im Lager Nikanor. Dann schafften die Russen alle, die beim rumänischen Militär waren, in ein Gefangenenerlager. Ich habe keine Nachricht mehr von ihm erhalten. Er war von der schweren Schachtarbeit sehr schwach geworden. Dass mein Bruder ein Jahr vor mir, im Herbst 1948, entlassen wurde, habe ich erst zu Hause erfahren.

An das Lagerleben hatten wir uns irgendwann gewöhnt. Neben der schweren Arbeit gab es auch oft traurige Momente, wenn wir sahen, wie die Toten auf einem Haufen auf einem von Männern gezogenen Wagen, aus dem Lagerhof gefahren und auf der nahe gelegenen Wiese einfach verscharrt wurden. Am Lagerhof gab es einen Strafkeller „Kerker“ genannt. Wenn jemand starb, wurden die Person nackt in den Kerker gebracht und lag dann 2 bis 3 Tage dort, bis die Offiziere den Befehl zum Abtransport gaben. In diesen Kerker kamen auch diejenigen, die aus dem Lager ausgerissen waren und wieder eingefangen wurden. Wir wurden dann alle aus den Baracken zum Appell heraus gerufen und wie die Soldaten in Reih und Glied aufgestellt. Vor unseren Augen bekamen die Eingefangenen mit Lederpeitschen und Stöcken so viel Prügel, dass wir alle aus Erbarmen weinen mussten. Aus unserem Lager ist es nur einigen gelungen, nach langen Monaten, harten Hungertagen und Ängsten die Heimat wieder zu erreichen.

Mit Gebet und vielen Tränen haben wir durchgehalten, Läuse geknickt und Wanzen richtig kennen gelernt. Die Worte „Skoro Domo!“ (bald nach Hause) ist uns in den 5 Jahren dort sehr oft gesagt worden.

Durch die Kranken, die nach Frankfurt an der Oder abgeschoben wurden und die Toten, die verscharrt wurden, war unser Lager zusammengeschrumpft. Genauso war es auch in den anderen Lagern in der Nähe. Aus dem Lager Parkomuna, wo wir am Anfang gelandet waren, kamen nun die Leute in unser Lager. Hier gab es noch so viel Kohle, dass alle Arbeit hatten.

Auch die Zeiten hatten sich geändert, der Krieg war längst vorbei. Die Offiziere sagten uns stolz beim Appell: „Woina kaputt“ (Krieg kaputt). Für uns war das keine Freude, wir mussten fast 5 Jahre absitzen und schweigen.

Am 2. November 1948 kamen auch Oberschlesier und viele Burzenländer Frauen und Männer in unser Lager. Bei uns waren schon von Anfang an die Oberschlesier

Männer als Bergarbeiter tätig. Wohin ihre Familien, Frauen und Kinder vertrieben worden waren, wussten sie leider nicht. Der grausame Krieg hat viel Leid und Trauer in der 1940er Jahren gebracht. Es wurden in unserem Lager noch 2 weitere Baracken aufgestellt und auch ein Raum gebaut, wo man sich nach der Arbeit traf. Ein Schlesier hatte eine Ziehharmonika und heiterte die jungen Leute sogar zum Tanz auf.

Als der Frühling 1949 begann, wurden auch die Zeiten erträglicher. Wir machten fleißig unsere Arbeitsnorm beim Kohleladen und verdienten auch etwas mehr Rubel. Ein Schneider und ein Schuster bekamen eine kleine Baracke, wo den Leuten manches Kleidungsstück und Schuhzeug repariert wurde. Ich hatte mir auch ein Paar weiße Sommerschuhe machen lassen - aus Sackleinenwand und mit Kreide weiß gestrichen. Ein Sommerröckchen hatte ich mir selbst genäht und wenn wir aus der Arbeit kamen, gebadet und sauber waren, gingen wir bei schönem Wetter auch auf die Tanzplatte. Der Victor spielte mit der Ziehharmonika und die Leute wurden nach den schweren Tagen wieder zum Leben ermuntert. In diesem Sommer hatte die Lagerführung uns sogar einmal erlaubt, zu einer nahe gelegenen Waldwiese einen Ausflug zu machen.



Lager Nikanor - März 1949: Martha Bolesch mit
ihrem späteren Ehemann Walter Boltres

Dort habe ich Walter Boltres aus Neustadt kennengelernt. Es wurden sogar Bilder gemacht und diese Erinnerung habe ich auch mit nach Hause gebracht. Im Herbst wurde uns gesagt, dass wir bald nach Hause fahren werden. Doch niemand glaubte

darán, denn die Russen hatten gute Schachtarbeiter mit den „Nemezki“ gefunden. Ob sie uns wirklich nach Hause schicken? Oder nach Sibirien? Es wurde viel gemunkelt.

Eines Tages kamen Händler mit Waren: Stoffe, Röcke, Schuhe und auch Lebensmittel. Alles konnte man kaufen, damit wir das schwer verdiente russische Geld nicht nach Hause bringen sollten. Walter kaufte sich einen schönen Stoff für einen Anzug. Ich kaufte Lebensmittel für eine lange Reise - wohin ?? Wir waren noch sehr ungläubig. Es blies ein kalter Wind, der Herbst war ins Land gezogen. Wir gingen zum Bahnhof, in Reih und Glied abgezählt. Frauen in Wagons und Männer auch extra. So haben wir uns dort verabschiedet. Walter hatte sich die letzten Tage sehr erkältet. Mit verbundenem Hals und kalten Umschlägen, war er die ganze Reise unterwegs. Wir sahen es nun selbst – es ging doch der Heimat entgegen.

In Sighet, an der Grenze zu Rumänien, wurden wir geteilt. Die Ungarn, da waren nur Männer, fuhren in ihre Heimat. Wir bekamen einen Wisch Papier als Ausweis, denn unseren Personalausweis hatten sie uns vor 5 Jahren weggenommen. Ganz so erfreut waren unsere rumänischen Behörden nicht. Am liebsten wäre es ihnen gewesen, wenn wir nicht mehr zurück gekommen wären. Mit diesem Ausweis durften wir nun den Zug besteigen, der uns in die langersehnte Heimat zurück brachte.

Doch was wir dort vorfanden, war traurig. Der neue rumänische Herr auf unserem Bauernhof wirtschaftete stolz weiter und duldete Mutter nur noch zurückgedrängt in der Sommerküche. Sie war allein mit den 2 Nichten Erna und Irntraut, die sie 5 Jahre lang, während der Russlandverschleppung ihrer Eltern, versorgt hatte. Vater ruhte schon ein Jahr in kühler Erde.

Mein Bruder hatte einen Arbeitsplatz in Kronstadt und ich bin erst zur Feldarbeit bei der rumänischen Familie Oprea gegangen. Es waren gute Leute und sie gaben uns Essen. Im Rathaus gab man uns Lebensmittelkarten für Brot, Zucker, Maismehl und Öl, denn wir hatten keine Reserven mehr. Alles war knapp in Rumänien, es herrschte Not und Mangel überall.

Anmerkungen vom Sohn Walter Boltres jun.:

Es folgten noch schwere Jahre, aber auch glückliche Stunden in Nußbach. Ihre vor-Rußland-Lebenspläne, Krankenschwester zu werden oder ihr Zeichentalent beruflich zu nutzen, konnte sie nicht umsetzen. 1953 heiratete sie Walter Boltres, 3 Kinder wurden geboren. Ab 1956 lebte die Familie in Neustadt, bis zur Auswanderung nach Deutschland 1985.

Nach Stationen in Kronberg im Taunus, Stuttgart und Frankfurt ist Martha Boltres am 31.07.2018 gestorben und wurde in Kronberg-Oberhöchstadt beerdigt. Nach Rumänien wollte sie nie wieder zurückkehren, zu dunkel waren die Schatten der Vergangenheit.

Diese „Zeilen gegen das Vergessen“ sind Teil ihrer Lebenserinnerungen, die sie erst in hohem Alter von etwa 2012-2015 in ihrer schönen Schrift festgehalten und mit zahlreichen Bildern versehen hat.

Meine Deportationszeit

Von Maria Roth, geb. Kreusel
(in Heldsdorf geboren, aus Kronstadt deportiert)

Auch Rumänien hatte sich gegen Deutschland gestellt – im August 1944 marschieren bei uns in Kronstadt russische Truppen ein. Wir hatten aus dem Walitsch-Laden (wo ich tagüber arbeitete) den ganzen Alkohol wegräumen müssen, Nur Essig und Franzbrandwein war geblieben. Die Russen kamen und suchten Wodka – nema – dann nahmen sie den Franzbranntwein und haben den gesoffen. Die Rumänen waren jetzt verbündete mit Russland und wir Sachsen waren Erzfeinde, Hitleristen, Faschisten, Kriegsverbrecher. Ab dieser Zeit wurde viel über unsere Zukunft verhandelt. Russland forderte viele Arbeitskräfte für den Schaden den Rumänien verursacht hatte. Rumänien sagte, die Sachsen als „Kriegsverbrecher“ müssen alle aus dem Lande.

An Morgen des 11. Januar 1945 wurden in Kronstadt die ersten Sachsen ausgehoben. Bei uns wurde 5 Uhr früh heftig an die Haustür geklopft, ein russischer Soldat mit aufgepflanztem Gewehr und ein rumänischer Polizist standen da. Sie sagten, dass Vater sich sofort das Nötigste für ein paar Tage packen muss, wie Essen, Geschirr, Wäsche und Decke und alles schnell, schnell. Auf dem Hof wohne noch eine junge Familie mit zwei Kindern (zwei und vier Jahre alt), die brachten sie einfach zu uns, ihre Eltern und meinen Vater nahmen sie mit. Wir standen noch ganz erschrocken und konnten nicht begreifen was geschehen war. Mutter war ganz außer sich, verzweifelt! Wie sollte es nun weiter gehen? Ich ging in die Arbeit, drei Geschwister zur Schule. Doch abends, nachdem wir eingeschlafen waren, wurde wieder so heftig an unsere Tür geschlagen. Abgeholt wurde ich, obwohl ich noch nicht 17 Jahre alt war. Wieder wurde das Nötigste gepackt, es hieß wieder schnell, schnell und ich kam ins Sammellager wo auch Vater schon war. Es war dunkel, viel Geschrei, jeder suchte seine Angehörigen. Ich fand meinen Vater und wir wurden noch in derselben Nacht zum Güterbahnhof gebracht und in große Viehwaggons eingeladen. Es war ein kalter Winter mit viel Schnee. An beiden Enden des Waggons waren zwei Reihen Bretterpritschen übereinander gestapelt, doch die Schlafplätze reichten nicht für alle. Wir schliefen auf unseren Koffern und nach zwei Tagen ging es endlich los, bewacht von schwerbewaffneten russischen Soldaten. Zweimal am Tag wurden wir zur Notdurft hinausgelassen, da saßen wir dann gut bewacht von den Soldaten am Bahndamm nebeneinander, eine sehr peinliche Situation. Im Eiltempo ging es bis über die Grenze.

Als wir dann in Russland waren, ging es nur langsam weiter. Jetzt bekamen wir russisches Brot und geräucherte Schafrippe, die ließen wir im Waggon zurück, so auch das Brot. Doch daran mussten wir noch denken, als es im Lager wenig Brot und Essen gab. Endlich kamen wir nach 14 Tagen nachts irgendwo an, bei Schnee und Eis und es war sehr kalt. Unsere Glieder waren ganz verstarzt - wir kamen in Baracken,

in denen nicht überall Pritschen waren und wir mussten weiter auf unsern Koffern schlafen. Am nächsten Tag sahen wir uns alles an, wo wir uns befanden - Lager Lubovka. Hier waren vor uns deutsche Kriegsgefangene. Es war eine große Fläche, etliche Baracken (verlaut und verwandt), eingezäunt von doppelreihigem Stacheldraht und in jeder Ecke im Hochsitz waren die Wachposten. Irgendwo im Lager war die Kantine, zwei große Kessel und eine dunkelblaue Badewanne, in denen für uns gekocht wurde. Es gab viel Schafrippe und alles war immer angebrannt. Das Brot war schlecht, nie ausgebacken und durch die Schalen vom Getreide wurde unser Zahnfleisch wund. In diesem kalten Winter, mit viel Schnee und Gestöber lagen wir nur auf den Brettern. Aus einer Kolchosa mussten wir vereiste und schwere Bretter schleppen, mit denen Pritschen in einer neuen Baracke angefertigt wurden. Ich kam auch in diese Baracke, die aus einem langer Korridor, auf beiden Seiten mit je 3 Zimmer ohne Türen bestand. Die Außentür und die Fenster passten nur schlecht. Der Sturm wehte den Schnee bis ins Innere. Vom Feuer im Ofen spürte keiner was. Dazu kamen noch unsere nassen Pritschen.

Hunger hatten wir immer! Jeden Abend gab es für jeden eine Portion Brot, das wir auch gleich aufaßen, dazu dreimal am Tag eine „Wassersuppe“, morgens mit Gers-
tel, mittags und abends Krautsuppe. Jeden Tag mussten wir durch dicken Schnee stampfen und Bahrlinien freischaufeln, denn manchmal waren haushoch die Verwehungen. Wenn wir abends müde, nass und gefroren heimkamen, konnten wir uns nicht einmal unsere Kleidung und Schuhe trocknen und lagen die ganze Nacht auf den nassen Brettern. Am nächsten Tag ging es dann wieder ins Schneegestöber und bis zur Dämmerung mussten wir mit der „Wassersuppe“ durchhalten, einen warmen Tee gab es nie. Zu meinem Vater in die Baracke ging ich jeden Tag.

Einmal waren die Offiziere so besoffen, sie kamen und machten bei uns Kofferkontrolle. Die schönen Kleider und Stöckelschuhe klauten sie für ihre Frauen.

Es kamen jetzt auf Lastautos viele Hilfsgüter aus Amerika, Militärschuhe, Arbeitskleider und Lebensmittel - sehr gute Margarine in Konserven. Nun bekamen wir ab und zu auch ein Portiönchen - so eine 800 Gramm Fleischkonserve, die auf 16 Personen aufgeteilt wurde, ebenso auch die Margarine. Diese Herrlichkeit war von kurzer Dauer. Eines Morgens wurden wir alle zu einer Gesundheitskontrolle aufgerufen. In einem Vorraum mussten wir uns alle nackt ausziehen und wurden von Offizieren und einem Arzt gemustert, ob wir gesund und tauglich waren für Schwerarbeit in den Kohlegruben. Die Gesundheitskommission befand uns alle für tauglich.

Langsam ging der harte Winter zu Ende, eine Zeit in der unsere Kleider und Schuhe stark gelitten haben. Im Lager kam es auch zu Veränderungen. Die Latrine (Klo), ein Provisorium, im Winter auf den gefrorenen Boden gebaut, begann zu wackeln. Die Grube, die die Männer damals ausheben mussten, auf die ein Holzboden, darüber ein Dach gesetzt und der Donnerbalken, abgeteilt für Männer und Frauen begann zu wackeln. Mit der einsetzenden Schneeschmelze füllte sich diese Grube mit Wasser und keiner konnte mehr hin. Erst als wieder alles trocken war wurde dieser Ort in

Ordnung gebracht. Endlich war das Frühjahr und die wärmende Sonne da. Nun wurde von uns verlangt, dass wir das Lager schön in Ordnung bringen. Schmutz und Müll der von den Gefangenen übrig war, musste wegeräumt werden und schöne Blumenbeete, in Form vom Russischen Stern wurden angelegt und die Offiziere waren zufrieden mit unserer Arbeit. Der 9. Mai 1945, der Sieg über die Hitleristen, sollte ganz groß gefeiert werden.

Da nun kein Schnee mehr zum Räumen war, bestand unsere Arbeit an den Bahnlinie mit schleppen von Schienen und schweren Baumstämmen. Es war furchtbar schwer für die Gruppen die aus 6-8 Personen bestanden. Bad war keins da. Wir gingen an einen kleinen nahegelegenen See um uns zu waschen - auch im Winter. Da wurden Löcher ins Eis geschlagen.

Später wurden wir in längst aufgegebene Kohlegruben gebracht und mussten den Kohlestaub auf amerikanische LKWs laden. Zwei russische Frauen waren unsere „Antreiberinnen“. Während wir schufteten entlausten sie sich gegenseitig ihre Köpfe. Kam ein Chef vorbei, taten sie so, als wären sie die Fleißigen und wir die Faulen.

Bis Mitte Juni 1945 ging das so weiter, dann wurden wir in das Lager Almasna umgesiedelt. Die nächstgelegene Stadt war Rowenky. Dreimal wurden wir gegen Typhus geimpft, Impfungen, die uns sehr wehtaten, wobei der Arm aufschwell, so dass wir ihn kaum heben konnten, mussten aber weiter zur Arbeit. Während mein Vater im Hauptlager bei den Kohlegruben eingeteilt wurde, musste ich zum 68-er Schacht – Michailowka. Wir mussten mit unsern Koffern noch 7 Km weiter zu Fuß gehen, an diesem wunderschönen sonnigen Tag. Unser Lager war eine große Ruine ohne Dach, Stacheldraht rings um, zwei Wachposten und ein kleiner pockennarbiger Offizier. Vor dem Eingang war eine schöne große Terrasse. Die dicken Mauern umfassten 4 hohe Räume und der Betonboden war sehr stark beschädigt. Zwei Räume wurden uns Frauen zugeteilt, da wir in der Mehrheit waren und hatten Etagenpritschen. Die Männer hatten den großen Raum, mit Pritschen auf einer Ebene. Den kleinsten Raum bewohnte der Lagerkommandant mit seiner Frau - Familie Vorreiter. Er konnte sehr gut russisch sprechen. Wir bezogen unsere Plätze die sogar mit Strohsäcken ausgestattet waren, unten die älteren und oben die jungen Frauen. Da das Dach fehlte fielen beim ersten Platzregen dicke Regentropfen durch die Decke und so blieb dies bis zum Herbst. Auch hier plagten uns die Läuse und Wanzen. So trugen wir unsere Decken im Sommer hinaus und schliefen im Freien.

Schon gleich am ersten Ankunftstag wurden wir in Schichten eingeteilt und ich gleich zur Nachtschicht. Wir bekamen Arbeitskleider, eine Hose und eine dünne Jacke, da wir keine Schuhe mehr hatten gingen wir barfuß bis zum Kohleschacht. Dort warteten wir auf den Wechsel und übernahmen von ihnen die nassen und schweren amerikanischen Soldatenschuhe, die wir anzogen. Wir hatten auch jeder eine Grubenlampe, sogar mit Jenaer Glas, und dann ging es nass und rutschig hinab in den Stollen. Ich wurde zur Brettertüre eingeteilt und sobald ein „Waggonettel“ kam, musste ich diese öffnen und schließen. Da stand ich alleine und wartete eine

Ewigkeit, bei furchtbarem Luftzug. Anlehnen oder sitzen war unmöglich, an den Schieferwänden floss Wasser, unten waren lauter Pfützen. Endlich kamen zwei Männer und schoben ein „Waggonettel“. Als sie vorbei waren war, durch den Luftzug war mein spärliches rußiges Licht aus. In Stockfinsternis wartete ich auf die Rückkehr der Männer, die meine Lampe wieder anzündeten, ein Vorgang der sich ständig wiederholte. Nur wartend verging mir die Zeit sehr schwer, dann war der Schichtwechsel doch da und mit ihm der mühsame Aufstieg. Oben wartete wieder unsere Leute auf die Schuhe. Nass wie sie waren, zog sie der Nächste wieder an. Draußen war ein wunderschöner Morgen und obwohl müde und hungrig mussten wir über uns lachen. Zum ersten Mal aus der Kohlegrub draußen, sahen wir wie Mohren aus, nur die Zähne und die Augen glänzten. Nach ungefähr zehn Tagen waren die Schuhe durch und wir bekamen jeder ein Paar Gummigaloschen. Strümpfe hat es nie gegeben, um die Füße wickelten wir uns Lumpen.



Lager Almasna (August 1946): In der Banja (Bad) - Zeichnung von
Marianne Riemer (Quelle [4])

Mit den Russen zusammen hatten wir jetzt auch ein Bad. Da waren auch Regale und jeder bekam ein kleines Fach für seine Kleider. Auf einer langen Bank standen sechs viereckige Holztröge. Zwei russische Badefrauen brachten Wasser von einem nahegelegenen Bach und gossen dies in zwei Blechkessel zum Wärmen. Im Winter wenn alles zugefroren war und Wassernot herrschte, blieb das wenige Wasser in den Trögen und eine Schicht nach der andern hat sich darin gewaschen. Es wurde ja immer wieder klar, der Dreck blieb unten. Im Sommer gingen wir an den Bach baden, nur

mit der Seife haperte es. Jeder bekam 250g Seife, ich glaube die war aus Mineralöl gekocht und mit Sand drin, die einen Monat reichen musste, auch für das Waschen von Kleidern. Ende des Monats liefen wir mit verschmierten Gesichtern herum – keine Seife mehr.

Die Kantine stand auch neben dem Bad, auch für die Russen. Nur gekocht wurde für uns in andern Töpfen – am Morgen Gerstelsuppe, die hatte wegen den Aluminiumtöpfen eine lila Farbe, mittags Sauerkrautsuppe, wenig Kartoffel- oder Gerstebrei, abends auch eine saure Suppe. Die, die untertage arbeiteten, bekamen 1.200 gr. schweres und schlechtes Brot, die oben an der Luft aber auch schwer arbeiteten, für die gab es nur 800 gr. Brot.

Meine Arbeit an der Tür war nach ein paar Tagen beendet, die Schiefersprengung geräumt. Einige von uns mussten jetzt in den niedrigen Stollen einsteigen und Kohle in eine Rinne schaufeln. Wir schaufelten immer einen Haufen, den wir dann sitzend mit unserm Hinterteil bis zum „Waggonettel“ schieben mussten. Der Stollen war höchstens ein Meter hoch, die ganze Zeit waren wir auf den Knien, 10 -12 Stunden täglich ohne Pause, während von oben ständig Wasser auf uns tropfte. Trinkwasser gab es keines, es hieß nur ständig „dawai, dawai“.

Mein Vater war auch in einer Kohlengrube eingeteilt - wenn ich vielleicht einmal im Monat frei hatte, besuchte ich ihn, aber nur mit schriftlicher Besuchserlaubnis. Es war ein 7 Km langer Wanderweg. Wir freuten uns immer wieder wenn wir zusammen waren und sprachen von zuhause. Vater machte sich immer Sorgen, wie wird Mutter alleine mit vier eigenen Kindern und zwei Nachbarkindern durchkommen. Manche bekamen Post von zuhause, wir aber nie. Einmal im Monat durften wir eine Postkarte schreiben - wir durften nur mitteilen, es geht uns gut und wir sind gesund, aber nichts über unser Leben und die Arbeit. Im Sommer wurden unsere Pritschen desinfiziert. Sie sprühten mit einem Gift, das die Wanzen nicht tötete sondern nur rebellisch machte. Dann war es gar nicht mehr möglich dort zu schlafen.

Im Sommer 1945 hatte sich Vater von zwei Brüdern, auch aus Kronstadt, überreden lassen – Name Gärtner – aus dem Lager auszureißen um irgendwie nach Hause zu kommen. Keiner von ihnen konnte russisch sprechen, so wurden sie gleich wieder fest genommen. Wie es ihm nachher ergangen ist, hat mir Vater nie erzählt. Bestimmt Karzer, Schläge und kein Essen. Wenn ein Krankentransport zusammengestellt wurde, darunter auch mit älteren Menschen, hat der russische Offizier immer zu ihm gesagt, du wirst nie und nimmer heimfahren. Er hatte es auch wahr gemacht und Vater musste weiter in die Kohlengrube arbeiten gehen. Er war auch herzleidend und hat nun unter seinem Fehler sehr gelitten, der aber nicht mehr zum gutmachen war.

Ich habe auch nicht lange die schlechte Luft in der Kohlengrube vertragen. Eines Tages bekam ich 41° Fieber und es war mir sehr schlecht. Ich zog mir meinen Mantel an und ging zur russischen Ärztin, die mir ein weißes Pulver zum Schlucken gab

und ich bekam drei Tage frei. Nachdem das Fieber gesunken war ging es nicht mehr unter Tage. Jetzt blieb ich oben, dort wo die Waggonettel ankamen. Diese mussten wir ausleeren, indem wir uns mit dem Rücken dagegen stemmten bis sie kippten, dann ausschaufeln und wieder hochheben. Es war auch eine schwere anstrengende Arbeit, für die es aber nur noch 800 gr. Brot täglich gab. Zwar hatte ich nun frische Luft, doch ich war den Witterungen (Wind, Regen und Winterstürme) schutzlos ausgesetzt. Also bin ich aus dem Regen in die Taufe gekommen. Bis zu unserm Lager hatten wir noch ein gutes Stück zu laufen, das bei gutem Wetter auch angenehm war. Dagegen an verregneten Tagen war es schlimm, denn auf der nassen schwarzen Erde rutschen wir hin und her und der Weg war doppelt so lang. Nach den Sommertagen kam wieder die schlechte Zeit und der kalte Winter.

Die Jahre vergingen für uns sehr langsam. Das Jahr 1947 war nach einer schlechten Ernte besonders schwer. Es herrschte große Hungersnot. Gegen Ende Juni hatte ich einen schweren Unfall mit einem Waggonettel. An den Schienbeinen hatte ich Wunden die genäht, jeden Tag gereinigt, gesalbt und verbunden werden mussten. Eine Empfindlichkeit an den Stellen, blieb bis heute bestehen.

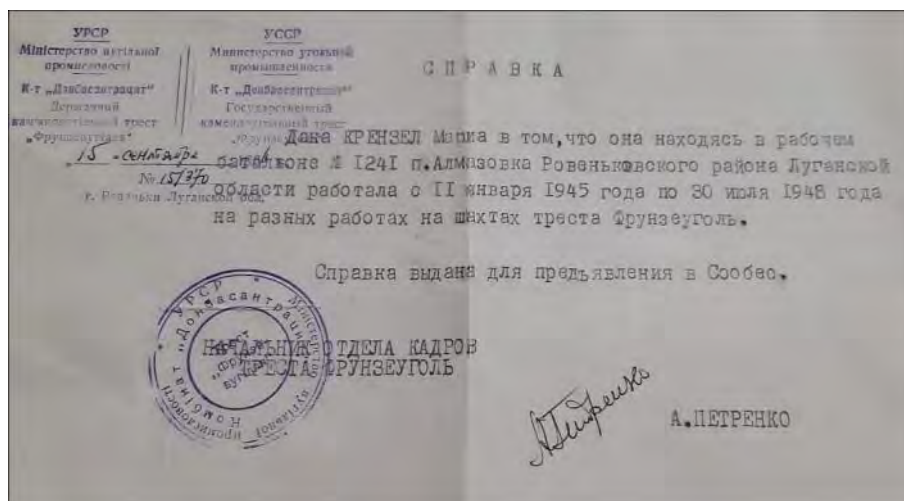
Am 21.07.1947 bekam ich die Nachricht vom Tode meines Vaters. Ich holte mir eine Bewilligung und ging am nächsten Morgen ins Hauptlager. Da lag er im Hof in einer großen Kiste ohne Kleider und wurde erst am nächsten Tag beerdigt. Im selben Grab wurde noch eine Frau namens Georgi bestattet. Ich erkundigte mich danach im Lazarett wie es zum Tode gekommen sei und erfuhr von einem Mann, mein Vater sei einfach Tod umgefallen, auf seiner Pritsche sitzend. Ab nun war ich alleine und hatte niemanden mehr hier den ich besuchen konnte.

Im Unterschied zum Hauptlager, das weiterhin bewacht war, gab es bei uns im kleinen Lager keine Wachposten mehr. So konnten wir nachts, wenn wir aus der Arbeit kamen über die Felder streifen und wenn diese nicht bewacht waren, klauten wir Kartoffel und Mais. Natürlich merkten dies die Russen und beklagten sich bei unseren Offizieren. Diese versammelten uns, wiesen uns zurecht, sagten uns aber auch wir sollen uns nicht erwischen lassen, auch sie wissen wie weh der Hunger tut. Es gab auch gute Menschen, die uns viel Freiheit ließen.

Nach einem weiteren schweren Arbeitsjahr wurden die kleinen Lager aufgelöst und wir kamen alle zusammen in das Hauptlager. Jeden Morgen um 4:30 Uhr erklang ein lauter Gong - da hieß es, anziehen und alle schnell hinaus zum Rapport. Hier wurden wir täglich zu einer anderen Arbeit eingeteilt. Jeder bekam eine Nummer, da keiner unsere Namen schreiben konnte, sowie eine Schaufel oder Pickel, die wir am Abend wieder abgeben werden mussten. Dann ging es an die Arbeit, zur Kohlengrube oder zum Steinbruch.

Eines Tages kam eine Kommission ins Lager. Es wurde wieder ein Transport zusammengestellt, mit kranken, älteren und schwachen Menschen. Ich ging auch hin und hatte Glück mit meinen beschädigten Beinen. Jetzt sollte es wirklich heimwärts gehen, ich konnte es nicht glauben, sind wir doch so viel belogen worden mit dem

„bald fahrt ihr nach Hause“. Endlich kam der große Tag. Wir wurden zum Bahnhof gebracht, da standen Viehwaggons mit doppelreihigen Pritschen auf beiden Seiten ausgestattet, so dass für jeden ein Liegeplatz war. Bevor wir einsteigen durften, gingen wir an zwei verschiedene Tischen vorbei. An einem bekamen wir unseren letzten Lohn und beim anderen mussten wir ihn wieder abgeben, mit der Drohung, wenn „du das nicht tust, schau hier stehen die Waggons, aber du fährst nicht mit“. Aus Angst gaben wir brav das Geld wieder ab, damit wir ja nach Hause fahren konnten. Jetzt waren unsere Taschen leer, nicht mal ein Rubel war mir wenigstens zum Andenken geblieben. Nun ging es heimwärts. In Rumänien kamen wir in der Moldau-Stadt Jassy (Iași) an. Hier blieben wir einige Tage in Quarantäne zur Beobachtung, damit wir keine Krankheiten einschleppten. Da hörten wir zum ersten Mal wieder Glocken läuten.



Arbeitsnachweis vom Ministerium für Kohlenindustrie der UDSSR - vom 15.09.1966
Bescheinigt wird, dass Frau Maria Kreusel, Angehörige des Arbeitsbataillons 1241, vom
11.01.1945 - 30.07.1948 in den Kohlengruben des Trustes „Frunzeugol“ eingesetzt wurde.

Am 30. Juli 1948 kam ich in Kronstadt am Hauptbahnhof an. Viele Menschen waren gekommen, die Heimkehrer zu empfangen. Von mir waren Schulfreundinnen da. Meine Mutter war in der Fabrik. Ich ging hin - es war eine frohe Begrüßung. Endlich war ich bei meinen Angehörigen zu Hause. Auf unseren Hof war eine Kommunistin eingezogen, die weder Lesen noch Schreiben konnte. Aber in der Fabrik, wo auch meine Mutter arbeitete, hatte sie das große Wort - da der Eigentümer von „Ernst Thälmann“ enteignet wurde.

Ergänzungen von Tochter Rosemarie Bolesch (geb. Roth):

Maria Kreusel heiratete am 23.05.1954 den Nußbacher Michael Roth. Die Familie mit 2 Kinder - Horst und Rosemarie - lebte bis zu ihrer Ausreise 1979 nach Deutschland (Ingolstadt) in Nußbach. Vater starb 2003 und unsere Mutter lebt im Altenheim.

Namensliste der nach Russland deportierten Personen aus Nußbach

Aufzeichnungen von Martha Paula Franz, geb. Schmidt, Nr. 4/4
(Überarbeitet durch Fam. Zelgy/Georg Teutsch/Klaus Foof/Otto Thiess sen.)

	Vorname	Name	Haus-Nr.	Geboren
1.	Katharina	N e u d ö r f e r	3/3	09.09.1921
2.	Klara	N e u d ö r f e r	3/3	21.09.1922
3.	Emma	N e u d ö r f e r	3/3	10.09.1926
4.	Martha Paula	F r a n z	4/4	01.05.1914
5.	Martha	S c h u f f e r t	7/7	05.03.1923
6.	Johann	S c h e b e s c h	10/10	03.11.1908
7.	Martha	F o o f	11/11	28.06.1921
8.	Michael	T h i e s s	13/13	09.09.1901
9.	Georg	S c h u f f e r t	16/16	26.07.1901
10.	Anna	B o l e s c h	18/18	21.02.1928
11.	Gerda	L e o n h a r d t	19/19	26.05.1928
12.	Johann	F e l t e n	21/21	13.02.1926
13.	Katharina	F e l t e n	21/21	22.12.1922
14.	Helene	R i c h t e r i k	21/21	22.04.1923
15.	Michael	B o l e s c h	25/25	29.11.1920
16.	Martha	B o l e s c h	25/25	31.05.1926
17.	Hermann	S c h u l l e r	25/25	00.00.1907
18.	Michael	T o b i e	29/29	08.05.1906
19.	Simon	T a r t l e r	30/30	31.07.1900
20.	Martin	S c h a b e l	61/53	13.03.1902
21.	Georg	E b e r l e	62/54	24.03.1903
22.	Johann	E b e r l e	62/54	14.06.1909
23.	Luise	E b e r l e	62/54	14.10.1926
24.	Luise	F r a n z	64/56	14.09.1920
25.	Johann	K l e i n	65/57	20.06.1927
26.	Otilie	K l e i n	65/57	10.02.1922
27.	Wilhelmine	K l e i n	65/57	02.01.1925
28.	Michael	S c h n e i d e r	66/58	18.09.1902
29.	Martha	S c h n e i d e r	66/58	27.08.1916
30.	Martin	G r o s s	66/58	10.11.1911
31.	Andreas	S c h u f f e r t	67/59	22.12.1902
32.	Johann	S c h u f f e r t	67/59	15.06.1910
33.	Georg	T o n t s c h	68/60	05.11.1906
34.	Peter	R o t h	71/63	15.02.1901

35.	Martha	Tobie	73/65	14.11.1921
36.	Johann	Seimes	74/66	13.09.1926
37.	Martha	Barthelmie	75/67	24.09.1919
38.	Ida	Tartler	76/68	01.01.1922
39.	Georg	Foof	77/69	08.06.1906
40.	Mathias	Roth	78/70	01.12.1903
41.	Andreas	Paulini	81/73	15.02.1905
42.	Altraut	Olesch	82/74	31.03.1924
43.	Martin	Schuffert	84/76	02.06.1926
44.	Emma	Foof	85/77	02.09.1923
45.	Johann	Barthelmie	86/78	01.10.1909
46.	Michael	Tartler	89/81	11.05.1926
47.	Georg	Streitfert	89/81	14.11.1905
48.	Anna	Barthelmie	90/82	04.12.1920
49.	Georg	Schuster	91/83	19.10.1906
50.	Johann	Petri	93/85	26.09.1908
51.	Katharina	Petri	93/85	19.07.1914
52.	Katharina	Schuster	95/87	13.04.1925
53.	Maria	Schneider	98/90	05.05.1921
54.	Emma	Schneider	98/90	16.09.1927
55.	Maria	Jäntschi	104/97	07.03.1915
56.	Anna	Barthelmie	132/91	14.01.1924
57.	Anna	Petri	100/93	17.04.1927
58.	Martin	Kaiser-Seimes	101/94	05.01.1915
59.	Martin	Cloos	103/96	02.12.1904
60.	Martha	Adam	108/101	22.10.1925
61.	Katharina	Roth	125/111	27.04.1915
62.	Anna	Roth	125/111	02.02.1918
63.	Berta	Petri	125/111	09.05.1925
64.	Emma	Petri	125/111	28.09.1927
65.	Karl	Lienerth	126/112	02.06.1926
66.	Johann	Paulini	127/113	31.01.1907
67.	Michael	Thiess	128/114	19.01.1905
68.	Martin	Daniel	129/115	15.09.1905
69.	Michael	Daniel	131/117	17.07.1915
70.	Johann	Foof	147/119	08.10.1903
71.	Michael	Foof	147/119	31.12.1906
72.	Hildegard	Foof	147/119	17.02.1928
73.	Anna	Klementis	133/125	25.05.1912
74.	Emma	Klementis	133/125	27.09.1921
75.	Hilda	Bolesch	134/126	01.03.1921
76.	Anna Martha	Bolesch	134/126	23.07.1927

77.	Michael	Petri	135/127	07.04.1905
78.	Hildegard	Hermann	136/128	19.07.1915
79.	Josef Karl	Hermann	136/128	31.08.1907
80.	Rosa	Tartler	137/129	21.11.1923
81.	Anna	Tartler	138/130	13.03.1921
82.	Mathilda	Foof	138/130	11.11.1919
83.	Anna	Foof	140/132	26.10.1923
84.	Martha	Barthelmie	154/139	10.09.1926
85.	Martin	Barthelmie	154/139	06.06.1912
86.	Martha	Klein	155/140	14.11.1920
87.	Anna	Klein	155/140	27.05.1922
88.	Rosa	Klein	155/140	03.08.1923
89.	Luise	Klein	155/140	21.07.1925
90.	Dora	Tartler	156/141	05.09.1928
91.	Anna	Schuffert	157/142	11.02.1921
92.	Anna	Tobie	159/144	26.11.1919
93.	Martha	Tobie	159/144	29.11.1921
94.	Katharina	Tobie	159/144	28.10.1923
95.	Emma	Tobie	159/144	08.07.1926
96.	Anna	Petri	160/145	22.10.1921
97.	Karl	Jobi	164/149	19.12.1906
98.	Andreas	Kleinsen	174/153	22.02.1900
99.	Andreas	Klein	174/153	01.05.1927
100.	Susanna	Zikeli	175/154	09.10.1915
101.	Georg	Petri	177/156	29.09.1926
102.	Reinhard	Kreusel	181/160	11.02.1907
103.	Susanna	Tartler	184/163	14.11.1920
104.	Martha	Glöckner	184/163	28.07.1923
105.	Anna	Tartler	184/163	11.09.1926
106.	Anna	Thiess	186/165	24.06.1926
107.	Georg	Foof	230/172	29.05.1914
108.	Katharina	Foof	230/172	18.07.1922
109.	Katharina	Hitsch	234/176	25.03.1922
110.	Katharina	Franz	236/178	08.08.1923
111.	Emma	Franz	236/178	03.08.1926
112.	Johann	Böhm	237/179	02.03.1913
113.	Georg	Böhm	237/179	23.08.1914
114.	Michael	Petri	238/180	29.09.1926
115.	Martin	Böhm	239/181	01.12.1913
116.	Georg	Tobie	241/183	26.04.1903
117.	Katharina	Jobi	241/183	10.07.1912
118.	Michael	Jobi	241/183	01.07.1907

119.	Georg	Tartler	243/185	30.11.1902
120.	Otto	Neudörfer	245/187	07.05.1914
121.	Walter	Bolesch	246/188	19.07.1927
122.	Anna	Tartler	249/190	16.09.1921
123.	Susanna	Thiess	251/192	04.02.1922
124.	Susanna	Barthelmie	252/193	09.04.1913
125.	Katharina	Barthelmie	252/193	21.11.1921
126.	Mathias	Bolesch	255/196	17.11.1928
127.	Martha	Bolesch	256/197	22.02.1925
128.	Michael	Cloos	257/198	18.02.1910
129.	Katharina	Cloos	257/198	17.07.1920
130.	Ida	Tartler	258/199	03.01.1923
131.	Emma	Thiess	260/201	26.02.1927
132.	Anna	Schuffert	261/202	24.11.1926
133.	Andreas	Tartler	263/204	29.10.1905
134.	Hermann	Tartler	263/204	05.01.1916
135.	Peter	Foof	264/205	19.09.1901
136.	Katharina	Foof	265/206	07.02.1924
137.	Anna	Foof	265/206	17.03.1927
138.	Anna	Foof	266/207	04.02.1914
139.	Andreas	Foof	266/207	28.12.1908
140.	Johann	Foof	266/207	29.10.1910
141.	Anton	Kappel	84/76	08.03.1916
142.	Johann	Jobi	269/210	17.12.1902
143.	Malvine	Roth	280/217	09.04.1926
144.	Hilda	Schoppel	284/221	07.06.1924
145.	Katharina	Fröhlich	284/221	08.12.1923
146.	Andreas	Zirr	324/259	30.11.1924
147.	Andreas	Jobi	327/262	13.03.1927
148.	Katharina	Tartler	328/263	12.11.1922

Anmerkung vom 01.11.2020:

Von den 148 deportierten Personen aus Nußbach lebt heute nur noch Frau Emma Neudörfer (verh. Hubbes), wohnhaft in Wiehl/Drabenderhöhe.

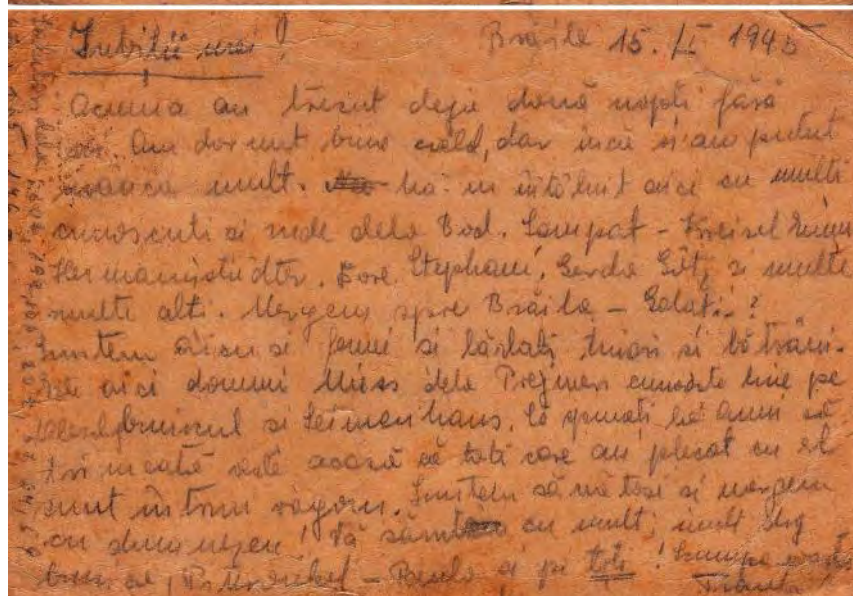
Namensliste der verstorbenen Deportierten aus Nußbach

	Vorname	Name	Haus-Nr.	Geboren	Verst.
1.	Klara	Neudörfer	3/3	21.09.1922	1947
2.	Michael	Tobie	29/29	08.05.1906	1947
3.	Simon	Tartler	30/30	31.07.1900	1949
4.	Michael	Schneider	66/58	18.09.1902	1945
5.	Martha	Schneider	66/58	27.08.1916	1948
6.	Andreas	Schuffert	67/59	22.12.1902	1945
7.	Peter	Roth	71/63	15.02.1901	1946
8.	Martha	Barthelmie	75/67	24.09.1919	1945
9.	Ida	Tartler	76/68	01.01.1922	1946
10.	Georg	Schuster	91/83	19.10.1906	1947
11.	Johann	Paulini	127/113	31.01.1907	1947
12.	Georg	Foof	230/172	29.05.1914	1947
13.	Georg	Tobie	241/183	26.04.1903	1947
14.	Ida	Tartler	258/199	03.01.1923	1946
15.	Johann	Jobi	269/210	17.12.1902	1945
16.	Andreas	Zirr	324/259	30.11.1924	1945



„In fremder Erde“ - Kohlezeichnung von Friedrich von Bömchens (Quelle [2])

Korrespondenz und Bilder aus dem Arbeitslager



Zweite Postkarte von Altraut Olesch an die Eltern in Nußbach
(während dem Transport nach Russland, aus Brăila verschickt
und wegen der Zensur auf Rumänisch geschrieben)

Rouania
 Judet ul. Brasov
 Comuna Măieruș 74
 B. lui

Район Брашов.
Село Маиеруш № 74.

Olesch Haus
inwänter

U.R.S.S.

Oblast Vorosilovgrad
Raion Aleevsk
Krasul Par. Chernusa
Lachta 5 Bis

Bata livruul de lucru N°1206.

Olensch Traute

as 3 N 432
REPORT OF THE
REPOINT OF THE

Олео Ганс

J. J. J. P.

Ворошиловградская область

Алтевский район

Город Паркомшина

Waxma 5 Suc

Роботинъ Л-н № 1206.

Олео Трацте.



Brief von Altraut Olesch, aus dem Lager Nikanor, an ihre Eltern in Nußbach



Vom 9.03.46 – 30.03.46 im Deportationsbereich unterwegs

D. am 4./X. 1946

Meine lieben Eltern!

Erdlich gehöre ich nun auch zu denen, die ^{haben} die Verbrüderung mit der Heimat aufgenommen. Ihr könnt euch gar nicht vorstellen wie glücklich ich vor, als mein Hans Hermann städter gestern nun Abend noch den Brief überbrachte. Ich konnte den Brief gar nicht lesen bevor ich ihn nicht einmal ganz fest zu meinem Herz drückte. Es war bestimmt was hinter ein ganzes Jahr lang von meinem Liebsten aus der Heimat nicht zu wissen. Nun bin ich ja beruhigt, nun so mehr als ich das, dass ihr sogar ein Lebensgeheimnis habt u. sogar noch eines schlachten wollt. Bei ganzem möchte ich auch mit euch in der Pfanne U-Boot fahren mit einem guten Palischen u. Kanut. Lasst es euch nur gut nehmen u. denkt ja nicht ihr schneidet euch nicht fürchten weil wir nicht dabei sind. Wir werden noch auch noch dabei sein. Euer Brief ist vom 29/5. 46. Wie ich daraus entnehmen habt ihr nun haben einen geschickt, der aber bis jetzt noch nicht angekommen ist. Ich hoffe aber sehr, dass er bald auch da ist. Dass ihr von Hans u. Henni noch keine Nachricht habt ist sehr traurig. Ich bin auch gar nicht vor ich denken soll, wo sie sein könnten u. was mit ihnen los ist, noch dass ich ja nicht sein wo sie zuletzt waren. Hoffentlich kommt ja auch bald von ihnen.

Ich hoffe auch ist gesund wie sonst. Ich bleibe sehr zufrieden.

Wie Paula ist werde ich ja aus eurem ersten Brief erfahren.
Und Minna auch !!

Meine lieben Eltern ganz vielen Dankes muss ich euch
muss auch wohl eine traurige Mitteilung machen.
Es ist ganz unfernbar aber es war Gottes Willk, und
der muss eben der beste sein. Mein lieber Onkel
verunglückte am 3./4. gerade an seinem 41. Geburtstag
sehr schwer. Und zwar am Kopf (Hirn, Nase) am nächsten
Tag wurde er, nachdem die nötigen Mittel für eine
solche Verletzung im Lager fehlten ins Krankenhaus gebracht.
Es war ihm auch besser. Am 3. Tag ist aber alles in
Eile abgegangen und leider, es ist unfernbar, am 10.
Tag dieser Verletzung erlag er. — Es wird nun eine
schwere Aufgabe sein, für dich meine liebe Tante,
es Annigodi, sowie u. vorallem dem Groseltern
irgend auf eine Art diese schwere Schicksalsschlag
mitzuteilen. Wir werden sie sich selbst haben, als
Ernst angesehen sein ist, der ihnen allerdings von
seinem Vater erzählt hat. Und dabei ist bei ihm
dieses große Mitleid passiert. Aber hat diese
Schicksals auch sehr schwer getroffen. Ganz aus dem
hätte es in einem Brief mit. Gerade in diese
Erinnerung kann dann zum Glück ein Brief
für mich aus der Heimat.

Wie freute wir uns, als Hans Hermann Stölte
den Auftrag bekam mit unserer Ligscher ein
Programm zu schreiben, an welches wir dort bei
Lampart u. Auen vorführen wollten. Man glaubt
gerne vor die Freunde auf eine Wiederkehr mit
unsern Verwandten u. Bekannten. Aber leider
haben wir nicht das Glück alle anzutreffen.
Mein lieber Eltern tröstet auch, es ist leider nicht das
ewige Opfer so wird wohl unserer seine liebe Heimat
nicht wieder sehen. Wir dürfen nicht begreifen,
was Gott mit uns vor hat wenn eben das Beste
sein. Lampart hatte mir vor kurzem vorher Briefe
geschrieben ich habe sie versagt. Aus ihm spricht
Besorgnis u. Heimweh. Er hatte bestimmt eine
längere Abwesenheit. Ich kann seine Familie nicht
glauben u. wünsche ihm mein herzlichstes Beileid.
Ich kann es nicht über mein Herz bringen
dich zu Auenpösch zu schreiben.
Wo sind unsere andern Freunde Verwandte?
Lieschen Lampart? Paulchen? Im Falle ihr
Adressen von ihnen von hier nicht teilt sie mir
mit. Ich werde dann nur hier versuchen zu

Was macht Pöthner aus? Will er seine au. über was er

scheiden. Ginst mir bitte alle Bräustöpfe vernachlässigen.
Auch eine Feinliche Kreisel u. Kerzen sticht.
Wir verheiraten uns hier sehr gut. Ich sagte
gerade, wir mussten hier nach Russland kommen
damit wir uns sicher kennen lernen. Ich lerne
auch alle schön grüßen. Gar manchen gemütlichen
Stunden haben wir hier zusammen verbracht.
Heute meine Lieben geht es mir gut. Gesundheitlich
bei ich auch in Ordnung. Ich brauche auch
gar keine Sorgen zu machen. Mein Fett u. Russland
ist noch sehr, Mutter wird ihre kleine, dicke Tochter
die jetzt richtig mäßig ist gar nicht wieder erkennen.
Ich fühle mich aber dabei nicht schlecht, sondern
im Gegenteil, viel, viel leichter. Bei mir geht
stark, wofür ich meine Arbeit gut leisten kann.
Also meine Lieben muss ich nicht nehmen. Viele
Grüße von allen Kindern von hier, ganz
besonders von Frau Zumi. Sie ist auch gesund u.
munter u. wir sehen uns alle beide noch unsern
dunkeln. Recht herzlichen Gruß an alle Bekannte.
Schwestern, Enkel, Freunde, Freundinnen.
Und ginst u. kinst viel, viel tausend mal ihre
dunkeln Traut den.

Was macht mein



Bild links: Altraut Olesch und Martin Cloos im Lager Nikanor (dieses Foto wurde von Martin Cloos auf eine Postkarte genäht und an seine Familie in Nußbach verschickt - im Besitz der Tochter Katharina Cloos-Szöllösy aus Klausenburg)

Bild rechts: Von Altraut Olesch an ihre Mutter verschickt, mit einem Gruß zum Geburtstag auf der Rückseite.

Was ist alles was ich habe,
was ich dir jetzt bringen kann!

Meinem lieben Mutterlein ein
fröhlicher Geburtstagsgruß von
Ihrer Tochter!

Trautchen!

Prag am 10. III. 1949

СОЮЗ ОБЩЕСТВ КРАСНОГО КРЕСТА и КРАСНОГО ПОЛУМЕСЯЦА
СССР

Почтовая карточка военнопленного

Бесплатно
Franz. de p. rt

Carte postale du prisonnier de guerre

Кому (Destinataire)

Olesch Hans

Куда (Adresse)

Польша - Романя. инд. Власов - в/р. Браш
(страна, город, улица, № дома, отряда, село, деревня)
собщина Малевиз № 74. село: Мокруши дом 74.

Отправитель (Expéditeur)

Фамилия и имя военнопленного

Олесч Францис

Nom du prisonnier de guerre

Почтовый адрес военнопленного

Ворошиловградская обл.

Adresse du prisonnier de guerre

Ворошиловский район К/с 144/1206 Мария 5 лет.

16-й тип. Зик. 393

Kunland am 10./II. 1947

Sortet Euch nicht um mich! Bin gesund, esse
Hagelich. 1200 gr. Brot.

Warte sehnsüchtig auf den Wiederscheustag oder
mindestens ein Glücksspiel von Euch!

Gruß Eure Francis

Vorder- und Rückseite einer Roten Kreuz Postkarte, gesendet 1947 von Altraut Olesch an ihre Eltern in Nußbach



Rumland am 23.10.1946

Meine liebe Paula!

Diese bescheidene Karte soll dir auch hier in Rumland mit von der lieben Heimat die aller herzlichsten Glückwünsche zu deinem Geburtstage, von uns überbringen. Der liebe Gott möge dir liebe Paula viel Kraft u. Gesundheit schenken alles zu überstehen, damit du bald wieder zu deinen Liebsten heimkehren kannst, und dort dein Glück wieder findest. Wir wollen hoffen, dass wir deinen nächsten den 31.ten alle zusammen bei unseren lieben Babes feiern. Auch noch mehr viel Glück & Segen u. Gesundheit für deinen weiteren Lebensweg.

So grüßt sie dich viel lieblich deine
Tante

Kolorierter Geburtstagsgruß von Altraut Olesch an Paula Franz
(die in einem anderen Lager interniert war)



Traute in
 Kreisel's arm
 im Sommer im
 Lager 1208

Traute am Bach
 im Lager 1208
 Pontarmun
 Jahr 1948

Altraut Olesch mit Emmi Kreisel (Brenndorf) und alleine - im Lager 1208



Unser Zimmer! im Hof.
 Von rechts: Martha Kuntz,
 (Hauslag) Tuge Klein, Susi
 Kreisel, Gerti Kuntz (Tantchen),
 Rosi Schmidt, Regine Kuntz,
 Leontine Seidel, Lora Seidel
 aus Seiden!

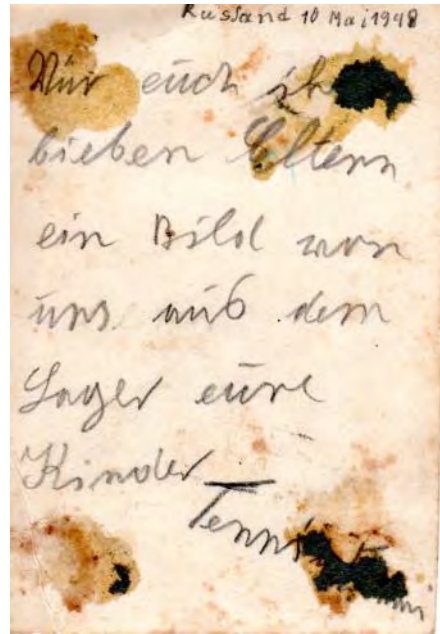
1. Mai 1949.

Altraut Olesch (zweite von links) mit Zimmerkolleginnen
 und ein Gruppenbild vor der Abreise im Herbst 1949 (unten)





Die Schwestern Katharina und Emma Franz



Anna Tarler und Emma Franz



Katharina und Emma Franz (2. + 4.v.l)



Emma und Katharina Franz mit Anna Tartler (Mitte) und Katharina Franz mit Rosa Klein



Rosa Klein mit Freund Béla Feszt (Vater von Adalbert Klein) und zu dritt mit Schwester Luise Klein (rechts)



v.l.n.r: Anna Petri (Nr. 100/93), Anna Petri (Nr. 160/145), Luise Klein, unbekannt, Katharina Schuster, Anna Barthelmie, Martha Barthelmie, Andreas Preidt, Anna Tartler, Martha Bolesch, Johann Klein, Martha Glöckner



Oben v.l.n.r: Emma Schneider, Luise Klein, unbekannt, Martha Barthelmie



Katharina Foof
im Lager Nikanor

In der Küchen-
mannschaft
(obere Reihe
2.v.l.)

In der Freizeit,
am 25.04.1948
(2.v.l.)



Rückseite:

Kurze Nachricht
von Katharina
Foof an die
Eltern in Nuß-
bach

Zum Andenken an Russland
Liebe Eltern seid herzlich gegrüßt & ich
von eurer lieben Tochter aus Russland.
Schreiben dürfte man nichts so-wil ich eine
wenigstens dieses Bild schicken, dann könnt
ihr mich wenigstens im Bilde sehen, in meinem
Kommen ich selber, Dir & Schw. wünsche ich
alles gute zu deinem Namenstag, somit bin
seit noch mehrs gegrüßt & Gedacht von einer l.
Tochter, aus der Ferne, am 25/IV 1948.
o. 12. auch eine, ich mich.

Herrn
Hans Olesch
Inspektoral
Mainz 74.

Lieber Hansputz und Anni zue!
Es ist heute der 20. febr. Nachmittag
und wir sind auf der Heimreise
fahren hier durch
Herzliche Grüsse an
auf Wiedersehen
Olesch Paula Anni Martini
Emma Kaufman

Auf der Heimreise aus Russland und der Durchfahrt durch Nußbach, warf Paula Olesch (eine Cousine von Altraut Olesch) - zusammen mit zwei Freundinnen (ebenfalls aus Brenndorf) - diesen Zettel dem ehemaligen Stationschef aus dem fahrenden Zug zu. Dieser überbrachte ihn den Eltern von Altraut Olesch. Es war die freudige Nachricht, dass diese drei Mädels gesund wieder in der Heimat angekommen waren.

УРСР
Министерство угольной промышленности
Комбинат
"Ворошиловградуголь"
ШАХТА
"НИКАНОР"

Министерство угольной промышленности
Комбинат
"Ворошиловградуголь"
ШАХТА
"НИКАНОР"

СПРАВКА

Выдана отделом кадров шахты "Никанор" комбината "Ворошиловградуголь" тов. Болиш Марте Михайловне в том, что она действительно работала на шахте "Никанор":

с 13 января 1945 года по 20 октября 1949 года в качестве грузчика угля на участке погрузка.

Справка выдана на основании расчетных ведомостей постоянного срока хранения для предъявления по месту требования.

ДИРЕКТОР ШАХТЫ
"НИКАНОР" *[Signature]* Р. ШАЛАМБЕРИДЗЕ

СТАРШИЙ ИНСПЕКТОР
УСЛ. КАДРАМ *[Signature]* Р. ХМЕЛЕВСКАЯ



REPUBLICA POPULARĂ ROMÂNĂ
MINISTERUL AFACERILOR INTERNE

ADEVERINȚĂ

Nr. 63963 din 1959

Se adeverește prin prezenta că BOLTES MARȚHA (BOLESCH)

născut la data de 31, luna mai, anul 1925

în localitatea (comuna, orașul) com. Măieruș, raionul Codlea

regiunea Stela, în prezent cu domiciliul în localitatea (comuna, orașul), str., nr.,

raionul, regiunea, a fost în U.R.S.S. la munca de reconstrucție de la 1 ianuarie 1945 pînă la 21 octombrie 1949, cînd s-a întors în țară.

I s-a eliberat prezenta spre a-i servi la completarea carnetului de muncă, conform Decretului 256/1958.

DIRECTOR *[Signature]*



Deportationsbescheinigung für Martha Bolesch (in Russisch und Rumänisch)

Russlandlied

(Dieses Lied wurde zu einer Art Hymne der Zwangsdeportierten)

Tief in Russland, in Stalino
Liegt ein Lager stets bewacht.
Drinne wohnen deutsche Menschen
die man aus Rumänien gebracht.

Es vergehen Tag' und Nächte,
Monate und auch ein Jahr.
Und im weiten fernen Russland
Färbt sich grau schon unser Haar.

Und die Herzen dieser Menschen
Schlagen traurig, ernst und schwer.
Möchten wieder in die Heimat,
Sehnen sich nach ihr so sehr.

Sollt' ich da in Russland sterben,
Sollt' ich hier begraben sein,
Grüßet mir die teure Heimat
Und die Lieben all' daheim.

Für sie gibt es nur noch Arbeit
Oft in eisig kaltem Wind
Müssen so viel Leid ertragen
Weil sie eben Deutsche sind.

Alle haben noch die Hoffnung,
Dass es einmal anders wird,
Denn nach jedem schweren Winter,
Es auch wieder Frühling wird.

Kennen nur noch Müh' und Plage
Niemals eine Herzensfreud',
Tragen Not und Sorgen schweigend
Und ein bitteres, schweres Leid.

Auch für uns kommt mal die Stunde,
Wo man uns entlassen wird.
Dann geht's heim zu Euch, Ihr Lieben,
Oh, wär das ein großes Glück.

Die Gedanken aber weilen
In der Heimat immerdar,
Wo sie ihre Liebsten haben,
Wo es schön und herrlich war.

(aus Quelle [3])

Wenn sie dann von ihnen sprechen
Von dem einst verlornen Glück.
Ihre Herzen beinah brechen,
Sehnen sich nach ihr zurück.

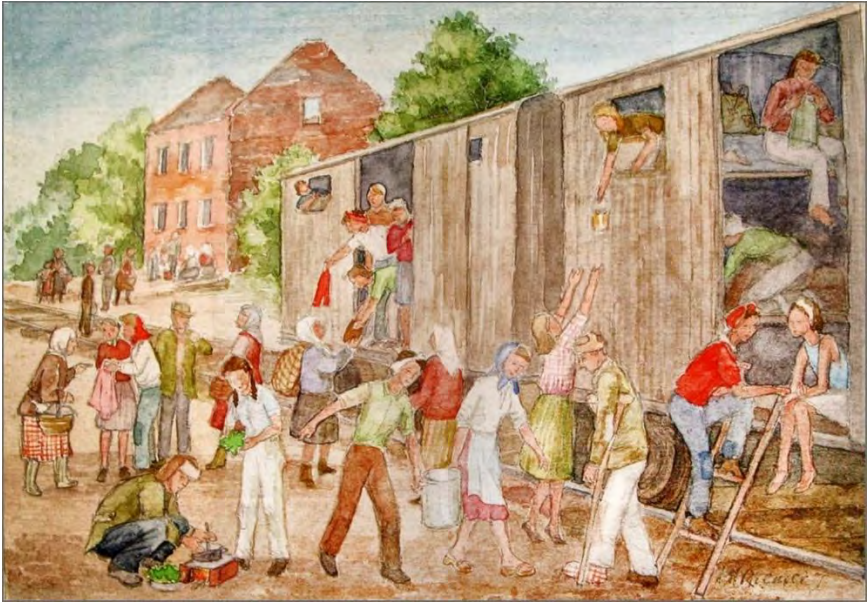
Und die Lieben in der Heimat
Sind seit langem schon allein.
Kinder haben keinen Vater
aber auch kein Mütterlein.

Wenn dann die Kleinen fragen
"Wo sind uns're Eltern hin?"
Wird man ihnen weinend sagen:
"Mußten all' nach Rußland zieh'n."

Quellenverzeichnis

- [1] – Nußblatt, Nr. 12/1999 – Nr. 19/2006
- [2] – Die Deportation der Siebenbürger Sachsen in die Sowjetunion 1945-1949; von Georg Weber, Renate Weber-Schlenther, Arnim Nassehi, Oliver Sill, Georg Kneer
Band I-III; Böhlau Verlag, 1995
- [3] – Allein die Hoffnung hielt uns am Leben; von Hedwig Stieber-Ackermann; Farca Verlag, 2010
- [4] – Deutsche Zwangsarbeiter aus Ostmittel- und Südosteuropa in der Sowjetunion 1945-1949; von Josef Wolf; München, 2005
- [5] – Nr. 657 Im Donbass deportiert; von Mathias J. Kandler
Farca Verlag, 2009
- [6] – Tief in Russland bei Stalino; von Hannelore Baier
ADZ Verlag Bukarest, 2000
- [7] – Verschleppt in die Sowjetunion; von Hans Zikeli, Ursula Kaiser-Hochfeldt, Hans und Frieda Juchum; Verlag Südostdeutsches Kulturwerk München, 1995
- [8] – Wir waren Sklaven; von Hermann Rehner, 1993
- [9] – Deportarea în fosta URSS a etnicilor germani din România; von Ilie Schipor; Honterus Verlag Hermannstadt, 2019

Bildmaterial von: Altraut Zelgy, Harald Zelgy, Martha Preidt, Rosa Klein, Rosi Böhm, Emmi Schmidts, Katharina Cloos-Szöllösy, Martha Boltres, Maria Roth, Georg Foof



25. Mai 1947: Heimtransport nach Frankfurt/Oder – Zeichnung von Marianne Riemer

Impressum:

Diese Broschüre dient dem Andenken an die 148 Frauen und Männer aus Nußbach - im Burzenland - die Anfang 1945, als Folge des 2. Weltkrieges, in die Arbeitslager der damaligen Sowjetunion zwangsdeportiert wurden. 16 von ihnen haben diese grausame Zeit nicht überlebt. Die vorhandenen Schilderungen und Daten beruhen auf Erinnerungen der Betroffenen und erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Homepage: www.nussbach.de

Herausgeber: HOG Nußbach in Deutschland

Redaktion: Georg Teutsch, München

Druck-Service: www.esf-print.de, 12277 Berlin, Registr. 9
Tel. 030/61609376, E-Mail: daten@esf-print.de

2. Auflage: Dezember 2020 - 200 Exemplare

